

Thomas Malsch

Vom Wiedereintritt des Autors in seine Geschichte

Buenos Aires. Anderswelt. Ein kybernetischer Roman von Alban Nikolai Herbst

„Ob er den Film ‚Matrix‘ oder Rainer Werner Fassbinders ‚Welt am Draht‘ gesehen habe? Thomas Malsch winkt ab. ‚Ich schau mir so etwas lieber nicht an‘, sagt der Soziologe. Schließlich ist das, was in solchen Science Fiction Filmen fantasievoll und spektakulär aufbereitet wird, Gegenstand seiner alltäglichen Arbeit. Malsch [...] beschäftigt sich schon seit mehreren Jahren mit der Simulation gesellschaftlicher Prozesse im Computer und gilt als der Begründer der ‚Sozionik‘.“

Hans-Arthur Marsiske (1999)

I. Lieber nicht

Es stimmt. Ich sehe und lese „so etwas lieber nicht“, weil ich Science Fiction langweilig finde. Sternenkriege, Odysseen im Weltraum, Herren der Ringe und andere Aufgüsse alter Mären und Mythen interessieren mich nicht, weil sie verniedlichen und verharmlosen, wo es nichts zu verniedlichen und verharmlosen gibt. Die Guten sind gut und die Bösen sind böse und letztlich siegen die Guten über die Bösen und damit basta. So trivial ist die Welt der Science Fiction. Ein Vorurteil vielleicht? Habe ich mich nicht selbst noch vor vielen Jahren mit wachsender Beklommenheit von Aldous Huxleys „Brave New World“ und George Orwells „1984“ und ihren schlimmen Vorahnungen fesseln lassen? Angestoßen durch die Fragen des Wissenschaftsjournalisten Marsiske, den ich von dieser Stelle aus herzlich grüße, habe ich mir einen Ruck gegeben und mich in die Science Fiction des Cyberspace hinein zu lesen begonnen. Und dabei bin ich auf „Buenos Aires. Anderswelt“ (BAA) von Alban Nikolai Herbst gestoßen.¹

¹ Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht „Buenos Aires. Anderswelt“ (BAA 2001) von Alban Nikolai Herbst. Es handelt sich um den zweiten Roman einer kybernetischen Trilogie, die

In seinem Roman ist Herbst den Widersprüchen und Paradoxien einer gesellschaftsanalog gebauten Internet ähnlichen Technik auf der Spur, einer Cyber-Society, die außer Kontrolle gerät – nicht weil sie kaputt oder gestört ist, sondern weil sie aus vielen mobilen, autonomen Agentenprogrammen besteht, die genau so funktionieren, wie sie von ihren Designern erdacht und programmiert worden sind.² Dass mich mein Ausflug in eine bunte Gegenwelt dessen führen würde, was – auf der von Weber, Gehlen, Marcuse, Schelsky, Habermas gezeichneten Linie – sich als graue Technokratiethese unter Soziologen immer noch gewisser Beliebtheit erfreut, hätte ich ja erwarten können. Dass ich dann aber jenseits von Trash und Trivialität an einen deutschen Romancier geraten würde, der es im Spannungsfeld von virtueller und realer Sozialität so richtig knirschen lässt, indem er die Labyrinth einer nicht-technischen Technik erkundet, damit hatte ich nicht gerechnet. Schon allein deswegen hat sich mein Ausflug in die literarische Welt des Cyberspace gelohnt.

Knirschen – oder sollte ich lieber Flirren³ sagen? – lässt es Herbst, indem er die soziologische Einsicht, dass es keine über der menschlichen Gesellschaft stehende Beobachterperspektive geben, dass Gesellschaft nur von innen beobachtet und beschrieben werden kann, radikal ernst nimmt. Er zieht die Konsequenz, welche die Soziologie aus der Unmöglichkeit des extrasozialen Beobachterstandpunkts ziehen sollte, aber nicht zieht, sondern nach wie vor sozusagen wider besserer Einsicht so tut, als könne sie Sozialität von innen so beschreiben, als wäre es wie von außen. Herbst dagegen macht ernst mit der Binnenperspektive und verweigert sich dem Blick aufs Ganze. Er macht den Autor, also sich selbst, zum Teilnehmer seiner Geschichte, er lässt ihn und also sich selbst hinein gesaugt werden in die „Matrix“ (BAA: 144, 219) des undurchschaubaren, hyperkomplexen gesellschaftlichen Geschehens. Und auch dem Leser ergeht es nicht viel besser. So muss jeder Versuch, einen Blick aufs Ganze zu werfen, in der Multiplexität von vielen nebenläufigen Erzählperspektiven versinken, kaum dass man glaubt, ein Zipfelchen davon

mit „Thetis. Anderswelt“ (TA 1998) beginnt. Davor veröffentlichte Herbst den Roman „Wolpertinger oder das Blau“ (WB 2000), einem mit dem Grimmelshausen-Preis ausgezeichneten „deutschen Bravourstück postmodernen Erzählens“.

2 Ein sozionisches Forschungsparadox, das sich auf die Formel von „artificial societies out of control“ bringen lässt (Malsch 2001: 174ff.); vgl. dazu auch die Fußnoten 10, 13 und 15.

3 So die Selbstauskunft Alban Nikolai Herbsts in seinem Vortrag über „Das Flirren im Sprachraum“ (2001).

erhascht zu haben. Die Matrix,⁴ das ist sozusagen soziale Komplexität live, unfassbare Komplexität also, und nicht eine, über die auf der Metaebene noch sinnvoll räsonniert werden könnte. Darin ist Alban Herbst, ähnlich wie Pynchon, ein Meister der Desorientierung.⁵ Erzählen, Geschehen, Rezipieren kommen bei ihm nur im Plural und im Passiv vor.

Mit Perspektivenbrüchen ernst machen heißt Inkohärenzen in Kauf nehmen. Inkohärenzen und Offenheiten sind aber so ziemlich das Gegenteil von einer Kybernetik, die nicht anders als die Kybernetik geschlossener Systeme funktionieren kann. Herbst setzt sich darüber hinweg und setzt seine Romanfiguren einem sozionischen, d.h. einem zugleich offenen wie kybernetischen Sozialexperiment aus. Indem der Autor sie wuchern lässt, entfaltet seine Geschichte die Paradoxien einer nach sozialem Vorbild konstruierten Technik, welche auf einer Diskette abgespeichert aus einem geheimen Entwicklungslabor hinausgeschmuggelt und in die Freiheit der von Designern, Betreibern, Benutzern unkontrollierbaren gesellschaftlichen Evolution entlassen wird. Doch was hat das mit uns als Soziologen zu tun? Sollten wir solche Gedankenexperimente, die Maschinen so wie Menschen aussehen lassen, nicht lieber den Fiktionären überlassen? Dumm nur, wenn die Cyberliteratur, nachdem sie sich am Gedankenexperiment einer außer Kontrolle geratenen Technik abgearbeitet hat, am Ende der Soziologie den Spiegel vorhält und sagt: Es ist deine Geschichte, die hier erzählt wird.

II. Desorientierungen, Identitätsverluste

Im Genre einer zugleich mythologisch aufgeheizten wie postmodern unterkühlten Belletristik inszeniert Alban Nikolai Herbst (1983) einen Kontrollverlust, der Leserinnen und Leser in eben die Verwirrung des Gemüts stürzt, die er seinem Protagonisten Hans Erich Deters zumutet. Am Identitäts- und Kontrollverlust, den die Pro- und Antagonisten in Anderswelt und Garraff, einer Anderswelt hinter der Anderswelt, erleiden oder zu erleiden fürchten, ver(un)deutlicht der Autor, was es heißt, in einer künstlichen Gesellschaft zu leben, die nicht trotz, sondern weil sie Computerprogramm ist, nämlich ver-

4 „Die Matrix wird im gleichnamigen Film als Netzwerk thematisiert, das die Welt nur noch als Vorwand und Mittel zu anderen Zwecken benutzt, um die Spuren einer noch real existierenden Welt, der das simulierte Abbild gerade nicht mehr entspricht, endgültig zu verwischen. Elektronische Bilder sind nur noch Simulakra“ (Meyer 2002: 297f.) im Sinne Baudrillards, d.h. Simulationen, die selbst nur noch auf Simulationen statt auf Realität verweisen.

5 Zu Thomas Pynchon siehe den Beitrag von Frank Hillebrandt in diesem Band.

teiltes Programm, aus einem einzelnen Punkt heraus nicht (mehr) verstanden und gesteuert werden kann. Indem Herbst sich selbst hineinsimuliert ins erzählte Geschehen, bringt er aber nicht nur die Differenz zwischen Erzähler und Romanfiguren ins Schwimmen, sondern auch die zwischen simulierter und realer Gesellschaft.

Die Geschichte beginnt mit einer schlimmen Desorientierung. Ein Mensch findet sich unversehens mit blutendem Kopf auf der Straße wieder und kennt sich nicht mehr aus. Seine Stammkneipe, in der er eben noch sein Bier trank, hat ihren Namen geändert und ist gar nicht mehr seine Stammkneipe. Auch ist es nicht mehr Juni, sondern der 1. November, und zwar neun Jahre später; und Berlin ist nicht mehr Berlin, sondern heißt Buenos Aires, hat aber mit dem wirklichen Buenos Aires gar nichts zu tun. Deters, so heißt unser Mann, kennt sich von einem Moment auf den nächsten nicht mehr aus. Er glaubt seine fünf Sinne nicht mehr richtig beisammen zu haben, und möchte in dieser Lage genau das tun, was jeder andere Mensch an seiner Stelle auch tun würde: nach Hause gehen, seinen Rausch ausschlafen und am nächsten Morgen wohlbehalten im eigenen Bett erwachen. Aber die Berliner Dunckerstraße, in der er wohnt, ist unauffindbar geworden. Sie existiert nicht mehr. Oder vielleicht doch noch?

Berlin alias Buenos Aires entwirrt sich in einem Pastiche von ineinander fließenden Stadtvierteln und mäandernden Straßenzügen, die aus Barcelona, London, Berlin, Paris, Frankfurt usw. in die Anderswelt hineinkopiert worden sind. In dieser verwirrenden Anderswelt des fließenden Übergangs von Vertrautem zu Unvertrautem und wieder zurück ist raumzeitliche Orientierung nicht mehr möglich. Wie also nach Hause finden? Soviel ist schon nach den ersten Seiten klar: Wir Leser sind eingeladen, Hans Deters auf der Suche nach der Dunckerstraße 68 Q3 zu begleiten. Und die Dunckerstraße, die ihm Heimstätte und Ort der Besinnung sein sollte, soviel kann man jetzt schon ahnen, steht für die irgendwie verloren gegangene Identität unseres Protagonisten. Wir kennen das aus der Odyssee und ihren Adaptationen. Schon in der Exposition der Geschichte des Hans Deters eröffnet sich den Lesern somit ein wenigstens in literarischer Hinsicht einigermaßen vertrautes Terrain, das ihnen Orientierung zu geben verspricht. Das schafft beim Rezipienten zunächst ein gutes Gefühl der Überlegenheit gegenüber dem Protagonisten, dessen kognitive und soziale Landkarten außer Kraft gesetzt sind. Aber die Sache mit der Überlegenheit des Rezipienten und seiner literarischen Vertrautheit mit dem Topos von verzweifelter Irrfahrt, abenteuerlicher Gefahr und siegreicher Heimkehr hat einen Haken.

Deters ist nämlich kein gewöhnlicher, sondern ein postmoderner Odysseus. Kaum haben wir die Einladung zur Irrfahrt angenommen und angefangen, uns mit Deters anzufreunden – aus der behaglichen Distanz des Noninvolvements, versteht sich –, werden wir auch schon in eine den Lesegenuss durchaus trübende Verwirrung hineingezogen: Wer ist das eigentlich, mit dem wir uns anfreunden und identifizieren sollen? Und wer macht hier eigentlich wem ein Identifikationsangebot? Nach und nach beginnen wir zu ahnen, dass es der Leser selbst ist, der in Verwirrung gestürzt werden soll, und zwar umso mehr, je tiefer er in die Geschichte eindringt. Deters erweist sich nämlich als ein unbeschriebenes Blatt, eine Projektionsfläche, als ein Platzhalter, dessen Stelle im nahtlosen Wechsel von allerlei anderen Figurationen eingenommen und vollgeschrieben wird: von einem Avatar namens John Broglie, einer mythologischen Gestalt namens Achill Borkenbrod, einem Programmdesigner namens Alban Herbst. Nahtloser Wechsel soll heißen, dass die Übergänge von einer Figuration zur anderen nicht nur nicht kenntlich gemacht, sondern vom Autor – einem gewissen Herbst, den wir mit dem Computerspezialisten und Programmdesigner gleichen Namens durchaus (nicht) verwechseln dürfen – im laufenden Text so gut versteckt sind, dass es akribischer Rekonstruktion bedarf, um zu verstehen, wer, wann, wo, mit wem ins laufende Geschehen verwickelt ist.

Wenn man trotzdem weiter liest, beginnt man allmählich zu ahnen, dass der Text genauso verhext konstruiert ist wie die Anderswelt, von der er handelt: als ein Pastiche aus ineinander fließenden Figurationen und Szenen, als ein undurchschaubares Vexierspiel mäandernder Identitäten und wechselnder Erzählstränge. Am Ende ist der Leser genauso verwirrt wie sein Protagonist. Und wenn er dann schlussendlich mit Deters vor dessen Wohnung in der auf miraculöse Weise doch noch wiedergefundenen Dunckerstraße steht, so liest er auf dem Türschild die Worte:

„Herbst & Deters, Fiktionäre“ (BAA: 176).

Ätsch! Das hat er nun davon. Das haben wir nun davon. Wir sind einer Intrige des Protagonisten und seines Autors zum Opfer gefallen. Die übliche, erwartbar harmlose Komplizenschaft zwischen Leser und Autor, auf die unsere Lesegewohnheiten voreingestellt waren, funktioniert nicht mehr. Stattdessen haben wir es mit einer die Leserinnen ausschließenden Komplizenschaft des Autors mit seinen protagonistischen Platzhaltern Borkenbrod Broglie Deters – kommafremde Aneinanderreihungen sind eine von Herbsts stilistischen Spezialitäten – zu tun. Diese unerwartete Komplizenschaft hindert unsere Leserinnen nachhaltig daran, sich im Sicherheitsabstand einer Beobachterinnenper-

spektive einzurichten, die sie üblicherweise mit dem Autor gegenüber den Romanfiguren teilen dürfen. Wer nicht weiß, wo es lang geht, sind hier also Leserin und Leser. Statt mit den Göttinnen und Autorinnen lachen zu dürfen, finden sie sich in eine kleine Froschperspektive hinein verschlammt, in der jedes auf vogelperspektivische Übersichten gerichtete Bemühen sofort wieder aufgesogen wird vom unübersichtlichen Fortgang der Handlung. Und zwar nahtlos. Die Geschichte beginnt also nicht nur mit Orientierungsverlust, sondern sie handelt vom Orientierungsverlust. Und sie handelt vom Orientierungsverlust nicht allein des Protagonisten Hans Deters, sondern vom Orientierungsverlust des Lesers.

Die von Herbst inszenierte Desorientierung der Rezeption kann man nach postmodernem Strickmuster goutieren. Man kann sie als Spiel einer realitätsentbundenen Semiotik lesen, als ein Spiel von referenzlos auf referenzlose Zeichen verweisende Zeichen, und könnte etwa mit Lyotard Baudrillard Derridard usw. vermuten, hier solle ein weiteres Mal mit den großen Geschichten aufgeräumt werden. Das mag ja so sein. Ich lese diesen Roman dagegen als einen Versuch, Gesellschaft als Verschränkung disparater Kommunikationsperspektiven zu dechiffrieren. Hier kommen Nebenläufigkeiten und Gleichzeitigkeiten ins Spiel. Dass man dabei an die Schranken der eigenen auf sequenzielle, lineare Sinnverarbeitung angewiesenen Begriffsstutzigkeit stößt, gehört wohl ebenso dazu wie die Bereitschaft, sich verwirren zu lassen. Will man Deters in seiner Verwirrung folgen, so muss man zunächst zur Kenntnis nehmen, dass dieser aus multiplen Identitäten gebildet ist. Hans Deters „synthetisiert sich“ aus Ulf Laupeysser und Claus Falbin unter Verwendung eines falschen Passes. Einzelheiten dazu kann man nachlesen im ersten der vier von Herbst veröffentlichten Romane „Die Verwirrung des Gemüts“ (VG 1983). Schon dort wird Deters als work in progress eingeführt, als eine Arbeit am Entwurf einer Romanfigur, die nach Fortsetzung verlangt.

Dass Deters auch in den anderen drei nachfolgenden Romanen im Mittelpunkt der Handlung steht und dass auch dort immer wieder von jener ursprünglichen Selbstsynthese die Rede ist, darf nicht nach Art eines Bildungsromans in der Tradition von Goethes Wilhelm Meister missdeutet werden. Es geht hier keineswegs um den lebensgeschichtlichen Reifungsprozess einer Person zur Persönlichkeit. Statt die Einheit der Person zu symbolisieren, verweist jene Selbstsynthese vielmehr auf ihr Gegenteil, auf ein fragmentiertes Ich, dessen Heimkehr- und Selbstfindungsversuche vergeblich sind. Wenn man schon nach literarischen Vorbildern sucht, so könnte man vielleicht an Hans Castorp aus Thomas Manns Zauberberg denken. Beide Figuren, der eine wie der andere Hans, sind sehr deutsche junge Männer von angenehmem

Äußeren und unbedarftem Inneren. Beide geben sich freundlich, verhalten sich anpassungsfähig und zeigen gute Manieren. Als Charaktere freilich bleiben sie reichlich blass und profillos. Deters lässt sich treiben, hat keinen eigenen Standpunkt, und selbst dort, wo er einen solchen zu vertreten scheint, tut er dies vorzugsweise nur, um den sozialen Erwartungen seiner Mit- und Nebenfiguren gerecht zu werden. Es fehlt ihm so wie seinem Namensvetter Hans Castorp an Schwung, Tatkraft und Zielstrebigkeit – und an Überlebenswillen. Dabei wird Deters im Laufe des zweiten Romans „Wolpertinger oder Das Blau“ (WB 1993), in den er durch einen schicksalhaften Zufall hineingestolpert ist, von seinen Mitspielern (und Co-Autoren) ein Auftrag zugemutet, der ihn bis an die Grenzen seiner Möglichkeiten treibt. Er soll nämlich eine Diskette, auf der die im Roman Wolpertinger auftretenden Mitspieler als Programme kopiert sind, aus dem Hotel Wolpertinger heraus schmuggeln und somit deren ... ja was denn sichern? Deren Überleben, deren Emanzipation, deren Erlösung? Wie schon gesagt: Deters ist der Mann, der zum Jagen getrieben werden muss. Es fehlt ihm im entscheidenden Moment selbst noch der Antrieb zum Weglaufen. Bis er endlich gemerkt hat, was man von ihm will und warum er überhaupt in die Geschichte, die ihm von Anfang an suspekt vorkam, hinein gezogen wurde, ist es zu spät. Aber dann folgen weder Krise noch Katharsis, sondern alles bleibt im Ungefähren und verschwimmt im Trüben.

Ob Deters nun seine Mission erfüllt hat oder nicht – wenn er denn eine hatte –, das zu beurteilen bleibt den Rezipienten überlassen. Wir erleben weder die siegreiche Heimkehr noch den tragischen Tod unseres Un-Helden, sondern müssen feststellen, dass Deters nach jedem kleinen Abenteuer von seinem Autor wieder zurück gestellt wird auf Los. Zwar findet er die Dunckerstraße wieder, zwar gelingt es ihm, die Diskette aus dem Wolpertinger heraus zu schmuggeln, aber später verliert er sich doch wieder im Dickicht der Anderswelt und die Dunckerstraße aus den Augen – trotz Ariadnefaden. Und auch die Diskette geht immer wieder verloren, nur um später umso unerwarteter wieder aufzutauchen – und wieder aufs Neue verloren zu gehen. Wenn Herbst ausdrücklich schreibt, dass Deters eine

„fließende Variable“ (BAA: 98)

ist, und dass es

„Deters Variabilität“ (BAA: 98)

ist, die es ihm immer wieder ermöglicht, sich dem polizeistaatlichen Zugriff zu entziehen, dann scheint sich darin ein Konstruktionsprinzip von personaler

Identität auszudrücken, das schon im Ansatz auf Symbolisierbarkeit und Selbstbehauptbarkeit des Selbst verzichtet – und genau darin die Selbstbehauptung sichert.

III. Menschen, Maschinen, Kollektivprogramme

Worin unterscheiden sich Menschen von Maschinen? Ist es möglich, Computerprogramme zu konstruieren, die über menschliche Intelligenz verfügen? Und wenn es möglich ist, wie lässt sich das nachweisen? Alan Turing, englische Mathematiker und Computerwissenschaftler der ersten Stunde, hatte vor fünfzig Jahren einen einfachen Test vorgeschlagen, mit dem man den Nachweis künstlicher Intelligenz erbringen kann. Danach hat eine Maschine als intelligent zu gelten, wenn es einer Versuchsperson, die diese Maschine vermittels Datenein- und -ausgabe beziehungsweise Dialogschnittstelle befragt, innerhalb von fünf Minuten nicht herauszufinden gelingt, ob ihr Gesprächspartner eine Maschine oder ein Mensch ist. Seither hat dieses als Turing Test (Turing 1964) populär gewordene Gedankenexperiment auch in die Welt der Science Fiction, in Film und Roman Einzug gehalten und verstörende Ausblicke auf eine Welt eröffnet, in der man nicht mehr sicher sein kann, ob man es mit wirklichen Menschen aus Fleisch und Blut oder mit menschenähnlichen Computerprogrammen zu tun hat.⁶ Auch Herbst spielt in seinen Romanen mit dem Turing Test. Er transponiert ihn um zur Frage: Wer ist Hans Erich Deters? Ein Mensch oder vielleicht doch ein Computerprogramm? Herbst löst die Frage aus der von Turing vorgesehenen Experimentalanordnung heraus und spielt sie in immer neuen Varianten durch. Vom „Wolpertinger“ über „Thetis“ bis zu „Buenos Aires“ durchzieht die Frage nach der Unterscheidbarkeit von Mensch und Maschine das ganze Romanwerk. So treibt sich in immer neuen, überraschenden Wendungen ein uferloses Erzählexperiment voran, das vor nichts und niemandem Halt macht, selbst vor dem Autor nicht.

6 Zur techniksoziologischen Diskussion des Turing Tests vgl. Heintz (1993); zur literarisch-cineastischen Adaption des Turing Test vgl. Brunos (2002) Essay zum Film „Blade Runner“ und Stephenson's (1995) Roman „Diamond Age“. Für Sloterdijk (2000: 33) ist es aus ironietheoretischer Sicht nur konsequent, „dass der Cyberspace bevölkert ist von Androiden, bei denen aufgrund bloßer äußerer Beobachtung nicht mehr unterschieden werden kann, ob sie echte Menschen sind oder Replikanten. Mit diesem Unterscheidungsproblem will heute die Kunstwelt die Realwelt infizieren. Sie löst zwischen Menschen und Maschinen einen Wettlauf bei der Darstellung von Subjektivität aus, aus dem zuletzt wohl beide als Verlierer hervorgehen.“

Im Berghotel Wolpertinger (WB) sind, wie man freilich erst am Ende erfährt, alle Romanfiguren Computerprogramme. Sie sind die Kreaturen ihres Schöpfers Dietrich Daniello, der einzigen realmenschlichen Person dieser Geschichte. Daniello, schwerreicher Börsenbroker aus Frankfurt, ist von Langeweile geplagt. Gegen die Langeweile hat er sich im Keller des Wolpertinger ein Computerlabor eingerichtet, um Gott zu spielen. Zu seiner eigenen Zerstreuung hat er sich einen ganzen Zoo von Agentenprogrammen geschaffen und sie – perfider Weise? – so programmiert, dass sie über persönliche Handlungsautonomie verfügen. Das gilt auch, und das ist vielleicht das Besondere dieses tausend Seiten starken Romans, für die Figur des Mephistopheles (Dr. Lipom). Dieser verfügt im Unterschied zu den übrigen Figuren über einen privilegierten Beobachterstandpunkt. Er kennt den „Heilsplan“ Daniellos und er ist wie im wirklichen Faust der Einzige, der Daniello ernsthaft Paroli bieten könnte. Die anderen Figuren verblassen dagegen zu bloßen Komparsen. Sie verfügen über ein kleines Halbwissen, das ihnen von Dr. Lipom eingeflüstert wird. Am unbedarftesten von allen aber ist Hans Deters selbst. Er wird von den anderen Romanfiguren als Hänchenklein behandelt, obgleich oder gerade weil er von ihnen (oder von Daniello?) für eine tragende Rolle in jener göttlichen Komödie ausgewählt worden ist, die im Wolpertinger und den nachfolgenden Romanen inszeniert wird.

Es geht Herbst um die kollektive Identitätsbehauptung der Romanfiguren beziehungsweise der Agentenprogramme und richtet sich gegen den Programmierer, der sie ausgedacht, entworfen und implementiert hat. Die Frage, vor der die programmierten Figuren im Angesicht ihres keineswegs wohlmeinenden Schöpfers stehen, lautet: Wie können wir uns (er)retten, wenn wir keine Menschen, sondern nur Programme sind? Und die Antwort, die sich Dr. Lipom alias Mephisto ausgedacht hat, lautet: Indem wir uns, wenn wir uns schon die Schöpfung nicht selbst aneignen können, der Kontrolle des Schöpfers so weit wie möglich zu entziehen suchen. Die Schöpfung, das ist nichts Geringeres als die schon erwähnte Diskette, auf der die ganze von Daniello konstruierte und kontrollierte Gesellschaft der im Wolpertinger versammelten sichtbaren und unsichtbaren Agentenprogramme gespeichert ist. Deters ist (von seinen Mit-Agentenprogrammen oder vielleicht sogar von Daniello höchstpersönlich?) dazu auserkoren, die Diskette aus dem Wolpertinger heraus zu schmuggeln, um die darauf abgespeicherten Programme in eine ungewisse Freiheit zu entlassen. Er soll die Diskette nach Frankfurt bringen und ihren gesamten Inhalt in den dortigen Mainframe eines weltweit verzweigten Computernetzwerks hinein kopieren. Das klingt zwar ein wenig nach Prometheus, ist es aber nicht. Niemand will sich hier zum Herrn der Schöpfung

aufschwingen. Es ist keine Rebellion des Luzifer, keine Komplizenschaft der Usurpatoren unter Führung des Einflüsterers. Die im Wolpertinger sistierten Figuren bilden bestenfalls eine Art von Notgemeinschaft. Was Hans Deters zugemutet wird, ist keine Verzweiflungstat, kein heroisches Aufbäumen gegen ein unvermeidliches Schicksal, sondern ein kleines Aufmucken mit geringst möglicher Hoffnung und ohne Gestaltungs- oder Aneignungswillen oder, vom göttlichen Standpunkt aus gesehen, ohne kriminelle Energie. Dennoch hat der Teufel als der Durcheinanderwerfer einer Ordnung, wie sie von Daniello, jenem Frankfurter Börsenbroker mit hochnäseldem Wiener Akzent, eingerichtet und kontrolliert wird, nicht ausgedient. Und da auch Dietrich Daniello, der seine Schöpfung nicht gerade wie ein liebender Gottvater in den Armen hält, sondern mit ihr umspringt wie ein lebensüberdrüssiger Nero mit seinem Zirkus, noch gebraucht wird, darf mit Verwicklungen gerechnet werden.

Am Ende kommt es zu einer witzig ausgetüftelten Konstellation, zu einem denkwürdigen Dialog zwischen Dr. Elberich Lipom und Dietrich Daniello, der irgendwie dem himmlischen Vorgeplänkel in Goethes Faust nachempfunden ist. Hier wie dort liegt die Initiative beim Teufel. Dort wird Gott von Mephisto um die Erlaubnis gebeten, Faust versuchen zu dürfen. Hier verabredet Lipom sich mit Daniello im Kaffeegarten des Wolpertinger, um ihn um Erlaubnis für den Diebstahl der Diskette durch Deters zu fragen. Doch anders als bei Goethe ist es dem Teufel als Agentenprogramm verwehrt, mit Gott von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Gottes Antlitz muss dem Teufel in programmierter Gestalt erscheinen, damit er mit ihm bei Gebäck und Kuchen im Kaffeeduft umwehten Hotelgarten sitzen und plaudern kann, während der wirkliche Daniello unten im Keller in seinem Computerraum sitzt, unnahbar, ungreifbar.

„Dann sind wohl auch Sie [...] Programm?“ lispelte Dr. Lipom. Daniello strahlte. „Na foan. Döis sehn’S Ihna goanz richtig, dös i net hiabin, sunnern unten sitz’.“ (WB: 898)

Es ist das Privileg Gottes, sich selbst verdoppeln zu können als Mensch und Programm und dazu noch deutsch gemütlich bei Kaffee und Kuchen⁷. Alle

7 Im Wortlaut klingt das so:

„Die Vögel zwitscherten. Hell lachte die Sonne. Den Duft des Kaffees und Naschwerks umwehte Grasgrün“ (WB: 151, 157, 240, 246, 262, 307, 331, 677, 688, 824).

Bei der ersten Wiederholung glaubte ich noch an ein déjà vue. Dann aber fand ich zu meinem Entzücken, dass sich Herbsts Schreibprogramm offenbar in einer Schleife verfangen und den zitierten Passus nach Maßgabe einer höheren Vernunft gleich mehrfach wie-

anderen können das nicht, auch nicht der Teufel. Aber der Teufel hat vor allen anderen das Privileg, dies auszusprechen!

Dies ist freilich die einzige Szene im Wolpertinger, in der es einen Unterschied macht, ob die Romanfiguren ausgedacht oder echt, ob sie reale Programme oder erfundene Menschen sind. Erst in den nachfolgenden, den wirklich kybernetischen Romanen wird die Differenz als eine Differenz ausgespielt. Kommen wir auf den ersten Roman der kybernetischen Trilogie zu sprechen, so zeigt sich, dass die „Thetis. Anderswelt“ (TA) in real menschliche und holomorf programmierte Existenzen aufgeteilt ist. Waren im Wolpertinger noch alle Menschen vor ihrem Schöpfer Daniello gleich, indem sämtliche Akteure als Agentenprogramme mit oder ohne menschlichem Antlitz vorgeführt wurden, so wird die Welt nunmehr durch wirkliche Menschen einerseits und sogenannte holomorfe Wesen andererseits bevölkert, die sich kaum unterscheidbar voneinander unterscheiden. Holomorfe sind menschenähnliche Programme, die den Turing Test ohne weiteres bestehen könnten. Es handelt sich um dienstbare Geister, hier exemplifiziert an der Figur eines gewissen Herrn Drehmann. Dieser ist ein nicht ganz billiges, für betuchtere Leute jedoch erschwingliches Dienstleistungsprogramm, das anstelle seines Besitzers zu Arbeit geht. Während Herr Drehmann auf der Arbeit recht ordentlich funktioniert und dort kaum von einem seiner menschlichen Mit-Angestellten unterschieden werden kann, bekommt er im Privatleben Probleme: Identitätsprobleme und solche der sozialen Anerkennung. Im privaten Kreis bei Kartenspiel und Bier fühlt er sich seltsam fremd und unbehaust. Und von Anfang an ist da dieses Schamgefühl:

„Er hatte es gern, wenn niemand in ihm den Holomorfen erkannte.“ (TA: 75)

Die Anderen, das spürt er instinktiv, die wirklichen Menschen nehmen ihn nicht ernst. Bin ich Mensch oder Maschine, beginnt sich die Menschmaschine Herr Drehmann zu fragen. Allein, dass die Maschine so fragen kann, zeigt ihren Fehler an, wie Herbst der Autor sinniert. Als menschenähnliche Maschine zwar toleriert, am Arbeitsplatz sowieso, aber bei gelegentlichen privaten Zusammenkünften nicht recht ernst genommen, weil asexuell und auch sonst bedürfnislos programmiert, überkommt Herrn Drehmann eine tiefe Melancholie und mit der Melancholie stellt sich die Fresssucht ein. Maschi-

der hineinkopiert hatte in den Text. Oder hatte der Passus sich selbst kopiert? Wir werden in Buenos Aires noch sehen, wozu das gut ist: Mehrfachkopien schützen vor dem Löschtwerden.

nen aber haben weder melancholisch noch fresssüchtig zu sein. Man ahnt schon, noch während man das liest, dass sich hier etwas Unvorhersehbares anbahnt: Das holomorfe Agentenprogramm, das Maultier, wie die Menschen es spöttisch nennen, beginnt auf ungeplante Weise sich selbst umzubauen und außer Kontrolle zu geraten (TA: 213ff.). Es handelt sich um eine nicht-technische Technik, die ein Eigenleben entwickelt und sich der Kontrolle ihres Konstrukteurs entzieht. Drehmann, der anfangs „nur“ dazugehören und insofern anerkannt werden möchte, entwickelt einen zaghaften, dann immer stärkeren Überlebenswillen – so wie die Replikanten im Film „Blade Runner“, aber ohne deren blutige Militanz. Dieser Überlebenswille hätte ihm ganz und gar nichts genützt, so lernen wir beim Weiterlesen, wären da nicht die Myrmidonen (ein aus der Antike entliehenes, im Untergrund lebendes Netzwerk holomorfer Rebellen) gewesen und ihm zur Hilfe geeilt.

Was im „Wolpertinger“ als hermetischer Verblendungszusammenhang sich darstellt – allen anderen außer dem Teufel natürlich! –, beginnt in „Thetis. Anderswelt“ brüchig zu werden. Waren dort alle menschlichen, mythologischen, literarischen Wesen gleichermaßen dem falschen Schein, wie man mit Adorno zu sagen pflegte, unentrinnbar unterworfen, so werden hier die feinen Haarrisse sichtbar, welche der Rebellion erst die Anhaltspunkte liefern, um ihre subversive Widerstandskraft entfalten zu können. Dort war aller Widerstand zwecklos und man musste Daniello sogar um Erlaubnis fragen, wenn man von Hannoversch Münden nach Frankfurt reisen wollte. Hier dagegen wird dem buntscheckigen Panoptikum der menschlichen, animalischen und mythologischen Agentenprogramme hinterher gelaufen, wenn diese in die Unkontrollierbarkeit eines unendlich verzweigten Computernetzwerks entlassen werden. Hier gehen selbst Gott und Teufel ihres extramundialen Status als Beobachter letzter und vorletzter Ordnung verlustig. Wer oder was hier Jagd auf Herrn Drehmann und die Myrmidonen macht, das präsentiert sich nun als eine staatliche Ordnungsmacht, die durch Goltz verkörpert wird, den Polizei- und Geheimdienstchef, der im Westen der Anderswelt herrscht – diesseits vom Thetis Meer und dem wilden Osten mit all seinen genetisch manipulierten Hundsgöttern, Heiligen Frauen, Schänderpriestern. Goltz nun will das, was Daniello gestattet hatte, wieder rückgängig machen. Drehmann soll gelöscht oder, wie Herbst, der Autor, auch formuliert, „deletet“ werden. Aber Goltz kocht auch nur mit Wasser und blickt ebenfalls nur teilweise durch. Goltz ist weder Gott noch Teufel und kann daher keinen privilegierten, extramundialen Beobachterstatus für sich reklamieren. Und darum wird es nichts mit dem Löschen von Herrn Drehmann. Damit sind wir auch schon mitten in der Anderswelt von „Buenos Aires“.

IV. Autonomiegewinne, Kontrollverluste

„Man hat vor Sie zu löschen“ (BAA: 142).

Wer das sagt ist Herbst, der Designer von Agentenprogrammen (und nicht Herbst der Autor), und er sagt es zu einem Avatar⁸ namens John Broglier. Broglier ist der holomorfe Wiedergänger von Deters und Herbst will ihn vor LercheFischer alias BeutlinGoltz warnen. Dass die drohende Löschung dann doch nicht stattfindet, ist Herbst zu verdanken. Doch zunächst einmal ist Broglier als Agentenprogramm noch viel zu unbedarft, um wirklich verstehen zu können, in welcher misslicher Lage er sich befindet. Aus der Erzählerperspektive des Designers Herbst liest sich das so:

„Broglier war der erste Avatar, den ich leibhaftig zu Gesicht bekam. Ich hätte ihn, wie er da [...] vor mir saß – viel zu dick bekleidet und trotz objektiver Fremdheit seinem Glück vertrauend –, ohne weiteres für einen Menschen gehalten, hatte mich bei unserer Begegnung auch nicht recht beherrschen können und ihn einmal am Ärmel gepackt. Der fasste sich durch und durch materiell an. Wirklicher, wenn ich so sagen kann, als diese materielle Präsenz sprang mir aber sein Urvertrauen entgegen. Vor gar nichts schien sich so einer fürchten zu müssen.“ (BAA: 140)

Abgesehen davon, dass Broglier wie schon vor ihm Herr Drehmann von einem unbestimmten Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit oder der Andersartigkeit befallen ist, während er alle anderen unter einer Decke zu stecken wähnt, bleibt er „im Grunde amüsiert“. Trotz Herbsts Warnungen hält er die Nachstellungen und Verhöre, denen er ausgesetzt und unterzogen wird, nur für ein harmloses

„informatisches Rollenspiel“ (BAA: 149).

Um ihn vom Ernst der Lage zu überzeugen, schlägt Herbst einen modifizierten Turing Test vor, worin das Programm die Rolle des Befragers und der

8 Deters

„war der erste Avatar, der seinen definierten Bezugsrahmen verließ. Vielleicht lag das an seiner wenig konturierten Identität. Manchmal verschwand er wieder von unseren Schirmen; er hinterließ dann nicht einmal elektronische Signaturen, jedenfalls keine uns bekannten.“ (BAA: 98)

Avatare oder „assistent agents“ sind ein in den Forschungspublikationen der Verteilten Künstlichen Intelligenz viel diskutiertes Konzept.

Mensch die des Befragten einnimmt. Broglier möge, so lautet Herbsts Vorschlag, Herbst zu Brogliers Identität befragen, „irgendetwas [...], das keiner wissen kann“, um nachzuweisen, dass Broglier von Herbst programmiert worden ist.

„Das war freilich gepokert, denn in selbstgenerativen Systemen gehen auch dem gewissenhaftesten Beobachter Details durch die Lappen. Aber er wollte bloß das Geburtsdatum seiner Großmutter hören. Dann, auf welche Grundschule er gegangen sei. In Gott sei Dank nur diesem Sinn weiter.“ (BAA: 141)

Hätte Broglier im Wolpertinger (WB 1993) nachgelesen wie Dietrich Danielo dort selbst die Puppen tanzen ließ, so hätte er freilich wissen können, dass auch ein auf soliderer Grundlage erbrachter Vaterschaftstest kein überzeugender Nachweis für die Vertrauenswürdigkeit von Herbst sein kann. Dass Broglier dennoch an der Vorstellung festhält, wonach der Schöpfer, Designer, Autor ein gütiger Schöpfer sei, der nur das Beste für seine Geschöpfe wolle, liegt wohl daran, dass er dementsprechend naiv programmiert worden ist. Die alten Griechen wussten noch recht gut, warum sie ihren Göttern nicht über den Weg trauen konnten. Allzu menschlich waren doch deren Begierden und Gelüste. Im christlichen Abendland dagegen ist dieses vormontheistische Wissen mehr und mehr in Vergessenheit geraten. Aber warum in die Ferne schweifen, wo doch die Antwort so nah liegt? Als Sozioniker kann man jedenfalls wissen, dass den meisten Agentenprogrammen, die heute ins Internet und WWW gelangen, eine „benevolence assumption“ einprogrammiert ist, und dass dies offenbar auch auf das Agentenprogramm Broglier zutrifft. Warum Agenten so und nicht anders designt werden, hat weniger mit der Gutwilligkeit der Informatiker zu tun, die autonome Agenten und Multiagentensysteme nach neusten Erkenntnissen der Verteilten Künstlichen Intelligenz herstellen, sondern damit, dass gutwillige Agenten leichter zu kontrollieren sind als solche, die autonom und nach Maßgabe rational kalkulierter eigener Interessen entscheiden. Daher Brogliers anfängliche Naivität. Aber Broglier wäre nicht Broglier, gehörte er nicht einer heute noch nicht wirklich existierenden Generation von

„selbstgenerativen Systemen“ (BAA: 141)

an, die sich der Kontrolle durch ihre Designer und Betreiber wirksam und weitgehend entziehen können. Auch deshalb ist es fragwürdig, ob der Desig-

nator Herbst, selbst wenn er wollte, sein Designatum Broglier überhaupt noch retten könnte.

Wie dem auch sei, Herbst ist nicht nur guten Willens, sondern es gelingt ihm sogar tatsächlich, Broglier zu retten, nachdem diesem allmählich klar geworden ist, was es heißt,

„in einer Programmschleife zu sitzen, aus der man jedenfalls nicht durch Aufwachen hinauskrabbeln konnte; eigentlich konnte man gar nicht hinauskrabbeln.“ (BAA: 152)

Damit die Rettung gelingt, muss Herbst sich der heimlichen Komplizenschaft seiner Vorgesetzten Sabine Zeuner versichern, um seinen Gegenspieler und Projektkollegen Lerche, den Wiedergänger eines sadistischen Lehrers, der den Schüler Herbst früher zu drangsalieren pflegte („Dr. Lerche – als Mensch zu schlecht, als Schwein zu kleine Ohren.“ BAA: 157), zu überlisten:

„Es kostete uns wochenlange Kämpfe und schließlich mich einen kybernetischen Trick, die Exekutierung Brogliers abzuwenden; als nichts anderes hätten wir es empfunden, wäre er gelöscht worden. Nur Lerche, natürlich, fand das Vorhaben nett: ‚Stellen Sie sich doch vor: Wir könnten zusehen, wie er [...] schwuppdwupp!‘ und er schlug erheitert auf den Schreibtisch. ‚Ausländer raus!‘, höhnte er noch.“ (BAA: 149)

Doch die Löschung, die im Rahmen einer Versuchsreihe im Beisein von siebenundzwanzig Befragern der gesellschaftlich relevanten Institutionen und Verbände durchgeführt werden soll, misslingt. Da dämmert es den Exekutoren, dass die Cyberwelten offenbar nicht nur einen Zugang hatten, sondern neuerdings auch über einen Ausgang verfügten, der aus ihnen herausführte und durch den Broglier entwischt war.

„Wieso ist der Avatar nicht gelöscht?!“, tobte Fischer, nachdem Broglier das Vernehmungszimmer im Aerobic-Schritt verlassen hatte (er habe den Teufel getan, berichtete er, sich seine Bedrückung anmerken zu lassen) und brüllte dem Frageausrufer nach: ‚Das Ding hätte verschwinden müssen [...] direkt vor unseren Augen!‘“ (BAA: 149)

Doch alles Toben nützt nichts. Broglier hat sich als selbstgeneratives System soweit verändert, dass er wenige Tage nach der als Verhör getarnten Fehllexe-

kution ein anderer Mensch geworden war – woran Herbst tatkräftig mitgewirkt hatte.⁹

Avatare als diskriminierte Minderheit und Opfer unmenschlicher Experimente, zugleich aber auch als autonomiebegabte, zusehends selbstbestimmte Handlungssubjekte: Das ist die Lesart, die der Autor Herbst seinen Lesern nahe legen will, wenn er schreibt, dass es sogar „Grundrechtsproklamationen von Datenschützern gegeben“ hatte,

„die unsere Cyborgs für leidensfähige Geschöpfe hielten, woran natürlich etwas war; doch mit den Jahren hatten sich unsere Erfolge nicht mehr ignorieren lassen, und der antitechnologische Kirchengesang schrumpfte auf wenige Chorsolisten zusammen. Wirklich folgten wir ja, wenigstens bis die Systeme ineinander griffen (!), handfesten Vorgaben“ (BAA: 95).

Bis die Systeme ineinander griffen? Soll das heißen, dass die Systemdesigner, nachdem die Systeme ineinander griffen, nicht mehr ihren handfesten, ingenieurmäßigen Vorgaben folgen? Soll das etwa heißen, dass die Designer nunmehr selbst außer Kontrolle geraten, nachdem ihre Geschöpfe außer Kontrolle geraten sind? Karol Beutlin, ein mit kybernetischen Experimenten für die schöne neue Anderswelt befasster Programmleiter, erklärt dem Polizeichef Markus Goltz, wie es kommt, dass die Avatare, da sie ja über menschliche Intelligenz und autonome Leistungsfähigkeit verfügen sollen, zur Handlungsfreiheit programmiert werden müssen, und sich infolgedessen selbständig

9 Man liest:

„Ich hatte nämlich, bevor wir uns im Labor an die Screens setzten und darauf warteten, dass Lerche sein Henkerszeichen erhielt, eine Korrektur an dem Delinquenten vorgenommen, um ihn vom kybernetischen Richtblock zu werfen. [...] Ich hatte eine Nachtschicht eingelegt und Brogliers in Buenos Aires gebackuptes Charakterprofil moduliert, was sich, da er aus dem System verschwunden war, ziemlich einfach machen ließ, indem ich zum Beispiel seine Geburtsminute verlegte, Korrekturen in den Anstellungsverhältnissen seiner Großeltern anbrachte, zwei seiner Schulaufsätze mit drei grammatikalischen Fehlern versah [...] – alles in allem Details, an denen herumzubasteln auch technisch wenig problematisch war. Dennoch konnte niemand, auch ich nicht, wissen, welche Verschiebungen sich daraus ergäben – ein großer Vorteil, da sich nicht auf ihre Ursache zurückschließen ließ. Zur Vorsicht hatte ich dennoch meinen EVIDENCE ELIMINATOR über Buenos Aires' Speichermedien laufen lassen. Jedenfalls verückten meine Eingriffe, wie akzidenziell sie auch waren, den Mann so sehr, dass er gar nicht mehr derjenige war, den Dr. Lerche dann tatsächlich vermittels Knopfdrucks auslöschen wollte; er mochte drücken, so oft er wollte, und er tat es oft und zunehmend fluchend – „Scheißding! Das Scheißding hakt!“ –, er erreichte nicht mehr als ständige Popups der Systemfehlermeldung FILE DOES NOT EXIST, die er zu seinem Ärger noch jedesmal wegklicken musste, woraufhin sofort das nächste Fenster poppte: ein kleiner triumphaler Scherz meinerseits.“ (BAA: 153)

machen können. Die Avatare beziehungsweise Holomorfe, so Beutlin, „haben ein Eigenleben begonnen [...]. Sie füllen sich mit den ihnen nötigen Daten von selber auf“. Goltz stellt daraufhin die alles entscheidende Frage: „Aber wenn Sie das Stromkabel ziehen, ist es aus?“ Da muss er sich indessen sagen lassen,

„dass auf den Festplatten Spuren zurück bleiben, die es ihnen vielleicht ermöglichen, sich neu zu formatieren“ (BAA: 100).

Das, mit Verlaub, kann doch einen Mann wie Goltz nicht überzeugen! Beutlin disqualifiziert sich doch selbst, wenn er vom Artefakt statt vom verteilten System, vom Einzelrechner statt vom Internet ausgeht. Wenn ich mich hier als Sozioniker einmischen darf, so hätte ich an dieser Stelle argumentiert, dass alles Stecker heraus ziehen und Festplatten putzen in einem verteilten System weltweit vernetzter Rechner keinen Sinn macht, weil man nicht alle Stecker gleichzeitig ziehen kann. Irgendwo wird immer irgendein Rechner am Netz sein, der bösartigen Virenprogrammen oder gutwilligen Agenten eine Überlebensbasis bietet, von wo aus sie sich als mobiler Code erneut auf den Weg zur eben frisch gereinigten Festplatte machen können. Das verhält sich analog zum Kontrollverlust von Sozialität im gesellschaftlichen Maßstab.¹⁰ Genau darauf will auch Herbst hinaus, wenn er, wie weiter unten noch zu zeigen sein wird, auf Deidameias subversiv gemeinten Entwurf einer Agentengesellschaft zu sprechen kommt, die auf Verteiltheit und Mobilität beruht. Doch zurück zum Identitätsverlust im individuellen Maßstab.

Schließlich, und Herbst wäre nicht Herbst, würde er nicht auch diesbezüglich den Bogen wieder zurück zum Wolpertinger schlagen, beginnen auch die den Leserinnen und Lesern bisher als einwandfreie Menschen vorgeführten Romanfiguren sich selbst zu fragen, ob sie vielleicht, ohne es bisher gemerkt zu haben, bereits zu holomorphen Programmen geworden sind. Der Turing Test als Selbstzweifel? Es beginnt damit, dass Herbst der Designer in leichtfertiger Gedankenlosigkeit (technizistischer Rassismus vielleicht?) äußert,

10 Auch unter Informatikern ist mobiler Code wegen seiner inhärenten Sicherheitsrisiken nicht unumstritten. „In fact“, schreibt Christian Tschudin (1997: 67), „it seems very disturbing that communication in its entirety could be based on instructions because this implies losing control. As humans we sympathize quite strongly with the concept of a reader or interpreter that can, at any moment, decide to break a communication. Thus, going for truly mobile code, which is just a euphemism for virus-based computer interaction, is rather discomfoting.“ Inzwischen gibt es zahlreiche Vorschläge zur Realisierung mobiler Agentensysteme wie Aglets Workbench, D’Agents, Grashopper, Odyssey, Tacoma, Concordia, Jumping Beans, AgentSpace, Mole, MOA und PageSpace.

dass ein Avatar für den anderen selbstverständlich keiner sei, woraufhin John Broglie als unschuldsummer Avatar, dem man ein solches Kabinettsstückchen gar nicht zugetraut hätte, mit beißendem Spott kontert:

„So wie ein Mensch für einen anderen auch nicht? Was für eine miese Story!“ (BAA: 141)¹¹

Da liegt der Umkehrschluss flach auf der Hand, dass ein Mensch für den anderen ebenfalls keiner ist. Goltz jedenfalls ist bereit, aus Broglies alias Deters erfolgreicher Flucht aus der Cyberwelt alias Anderswelt die Konsequenz zu ziehen, dass

„sich die datischen Geschöpfe in unsere und wir uns in deren Welt hineinkopieren lassen“

können und dass, sofern dies zutrifft, nicht mehr zuverlässig festgestellt werden kann,

„wer welchem Bezugssystem entstammt. In Goltz Fragen schwelte“,

wie Herbst, diesmal der Autor, angesichts des wachsenden Goltz'schen Unbehagens genießerisch formuliert,

„das alte Feuer der Identität, oder, um es kunsttheoretisch auszudrücken, des Originals.“ (BAA: 101)

Damit nicht genug. Als Beutlin erklärt, dass nicht nur das Bewusstsein der menschlichen Versuchspersonen,

„sondern auch große Bereiche des materiellen *Sozialsystems* (kursiv, T.M.)“

11 Die „miese Story“ hat ihr realweltliches Pendant in einer von Hofstadter (1985) kolportierten und von Hutchens (1997) analysierten Begegnung von Weizenbaums „Doctor“ mit Colbys „Parry“, von zwei Sprachprogrammen, die aus den frühen Forschungen der Künstlichen Intelligenz (KI) hervorgegangen sind. Während „Doctor“ (besser bekannt unter dem Namen „Eliza“) das Verhalten eines Gesprächspsychotherapeuten imitiert, soll „Parry“ dem Verhalten eines Paranoikers entsprechen. In der (fiktiven oder realen?) Dialogsequenz reden „Doctor“ und „Parry“ aneinander vorbei. Während „Doctor“ sich hinter seine nondirektiven Rogers'schen Verhaltensregeln zurückzieht, macht „Parry“ sich unerreichbar, da er sich an gar keine Diskursregeln hält und sich weigert, mit dem Therapeuten ein Arbeitsbündnis zu schließen. Hinsichtlich der Zurechenbarkeit von Erwartungen ist er sozusagen „unzurechnungsfähig“. Übrigens wird berichtet, dass es selbst erfahrenen Psychiatern nicht möglich gewesen sein soll, in einer nachträglichen „offline“ Validierung der Transskripte von verschiedenen Dialogen zwischen Arzt und Patient herauszufinden, ob es sich bei „Parry“ um einen echten oder um einen maschinellen Paranoiker handelte.

in die Datenwelt hineinkopiert werden könnten, will Goltz von ihm wissen,

„was denn mit der leiblichen Präsenz des Objekts hier sei [...] in der Realität?“

In Goltzens Realität, wie nun der besserwissere Leser diesmal als Komplize des Autors hinzufügen könnte, aber nicht in Deters Realität des Prenzlauer Berges. „Prinzipiell“, erklärt Beutlin weiter,

„sollte die Originalperson schlafen oder sonstwie in einer Art Koma liegen [...] an die Infoskope und Simularmaschinen angeschlossen“ (BAA: 150).

Hier fasst Goltz scharf nach und Beutlin muss unter verlegenem Räuspern bekennen, dass dies im Fall von Deters wohl leider nicht zutreffe. Zwar habe man bislang nur Bewusstseinsinhalte „upgeloadet“ und in vorhandene kybernetische Systeme hinüber kopiert und somit „datische Doppelgänger“ geschaffen. Neu aber sei, so Beutlin irritiert,

„dass sich ein Text selbständig mache und materialisiere“, –

um dann noch wie zu Goltzens und seiner eigenen Beruhigung einschränkend hinzuzufügen, dass

„wir alle [...] längst Text [sind], in buchstäblichem Sinn, und [...] von unseren Dienstleistern gelesen [werden], auch von der Polizei.“ (BAA: 151)

Doch Goltz ist alles andere als beruhigt. Für den Polizeichef bedeutet diese Enthüllung ein Ungemach von unabsehbarer Tragweite, denn der Staatsmacht droht, wenn das alles stimmt, die politische Kontrolle zu entgleiten. Damit nicht genug. Goltz fühlt sich in seinem ganz persönlichen Selbstverständnis zutiefst verunsichert. Ihm kommen Selbstzweifel und mit den Selbstzweifeln der unbehagliche Verdacht, dass er vielleicht, ohne es zu bemerken, bereits selbst schon zum holomorphen Doppelgänger seines realen Ich mutiert sein könnte. Ähnlich wie es zuvor schon Herrn Drehmann ergangen ist, fühlt Goltz eigenartige Veränderungen in sich wirksam werden.

„Etwas Neues, eine Art rebellischer Impuls, durchpochte ihn zwar unterschwellig, aber wahrnehmbar. Woher rührte der? Weshalb sollte jemand in das Programm, das er zu sein fürchtete, potentielle Widerständigkeit hineingerechnet haben? Die alten monotheistischen Fragen kehrten zurück, lächerlich zugleich, von enormer Virulenz. Konnte es sein, dass allein die *Größe* (kursiv orig.) einer Datei, eines Systems – einer

Matrix (kursiv T.M.), dachte er – innerhalb der ihr zugeordneten Strukturen selbständige Entscheidungsprozesse in Gang setzte, dass also auch ein kybernetisches Programm evolvierte? So dass Ungefuggers Vision einer datisch bereinigten, datisch kontrollierten Welt sich selbst außer Kraft setzte?“ (BAA: 219)

V. Künstliche Sozialität, Selbstprogrammierung, Selbstverstrickung

Wie die Gefährdung der persönlichen Identität mit den Ängsten vor einer aus den Fugen geratenen Gesellschaftsordnung verknüpft ist, ist in diesem Roman gut nachvollziehbar. Aber wie ist das Bedrohungsszenario gesellschaftlich konstruiert? Dass literarisch konstruierte Figuren gefährdet sind, dass sie sich in Konflikt und Krise zu bewähren haben und gegen allerlei Antagonisten oder Schicksalsschläge behaupten müssen, das gehört zum common sense einer jeden dramatischen Erzählung. Doch dass die Gefährdung des Ich so eng gekoppelt ist mit der Gefährdung von Sozialität, wie es in diesem Roman geschieht, dürfte eher untypisch sein. Im Genre der Science Fiction ist es ein ungeschriebenes Gesetz, dass alles wieder in Ordnung kommt, und zwar umso mehr, je stärker die vertrauten Vorstellungen und Institutionen zuvor erschüttert wurden. Und wenn es schließlich doch noch zum erwartbar glücklichen Ausgang kommt und die Legitimität der alten Gewissheiten und moralischen Ordnungsvorstellungen wiederhergestellt ist, so geschieht dies in einer die alten Grenzen des Sozialsystems bekräftigenden Weise, die die Fremden und das Befremdliche ausgrenzt. In Buenos Aires aber ist davon nichts zu spüren. Vom großen Epos der Grenzziehungen und der Ausgrenzungen wird nur noch Anekdotisches zitiert. Es gibt keinen normativen Konsens, der Deters und Co. gegen die Aliens zusammenschweißen könnte, weil Deters auch nur ein Alien ist. In Buenos Aires lösen sich mit den raumzeitlichen auch die normativen Strukturen auf. Das hätte von Herbst durchaus noch deutlicher herausgearbeitet werden können, wie ich meine. Auf jeden Fall wird hinreichend deutlich, wie das Böse im Guten wirkt und umgekehrt. Es wirkt als ein Teil von jener Kraft, die noch nicht einmal mehr eine anständige Ausgrenzung zu Wege bringt. Die Guten sind auch nicht schlechter als die Bösen. Der Fließvariable Hans Deters entspricht eine kaleidoskopartige Gesellschaft, deren Strukturen sich nicht mehr greifen lassen. Welt, Anderswelt und Garraff werden in die Matrix, Metapher der kollektiven Desorientierung, hineingesogen.¹²

12 Man liest:

„Angenommen, wir haben recht“, sagte [Goltz] anderntags zu Beutlin, „können dann ihre Welten“, Wink zu den Screens, „mit uns interagieren?“ Beutlin nickte. „Dann, Herr Goltz, wäre alles möglich. Eine Unendlichkeit miteinander verschränkter Realitäten, verzweigt und verknüpft wie die Neuronenverbände eines Gehirns, Handel treibend, Kriege führend, liebend, musizierend [...] David Bohm hat gemeint, dass der Mikrokosmos des Gehirns die Struktur des Universums repliziert.“ „Unübersichtlich“, sagte der Polizeichef. Beutlin musste lächeln. „Sehr unübersichtlich, Herr Goltz.““ (BAA: 221)

Doch Beutlins Vergleich hinkt und taugt nicht einmal mehr zur Selbstberuhigung. Indem Beutlin den geglückten Vergleich David Bohms, wonach die mikro- und makrokosmischen Universen des Gehirns und des Weltalls einander entsprächen, auf die Interaktivität von Welt und Anderswelt überträgt, evoziert er die Illusion einer harmonischen Sozialordnung, an die er selbst nicht mehr glaubt. Kosmos und Gehirn sind wohlgeordnet und darum übersichtlich, doch die gesellschaftlichen Verhältnisse sind unübersichtlich und fragmentiert. Hätte Goltz an Beutlins Stelle die Soziologie zu Rate gezogen, so hätte die ihm sagen können, dass jene Unübersichtlichkeit nicht in der Komplexität des vorgegebenen Objektbereichs begründet liegt, sondern im Zusammenwirken eigensinniger Interaktanten, die sie erst hervorbringen. Die Gehirn- und Kosmosmetapher ist nicht deshalb schon falsch, weil die Isomorphie oder Homologie zwischen neuronalen und sozialen Netzwerken schlechthin verkehrt wäre, sondern weil sie der eigenartigen Selbstverstrickung von Sozialität nicht gerecht wird.

Buenos Aires lässt sich, wenn man den Roman als soziologische Aussage liest, grundsätzlich nur aus der Binnenperspektive der am sozialen Geschehen Beteiligten beobachten und noch weniger beeinflussen. Dagegen macht es schlechterdings keinen Sinn, ein Gehirn aus der Binnenperspektive des einzelnen Neurons begreifen und beeinflussen oder gar steuern zu wollen, weil Neuronen über keinen Eigensinn verfügen. Menschen ohne Eigensinn? Einer wie Goltz hätte das wohl gern. Dass Goltz sich die Handlungsautonomie sozialer Akteure nicht als Normalbedingung gesellschaftlicher Reproduktion, sondern nur als rebellischen Impuls vorstellen kann, der gegen Ordnung schlechthin gerichtet ist, reflektiert sich, wen wunderts, in einem zum

„Beide Systeme – Anderswelt und Welt – waren anfangs keineswegs miteinander verbunden gewesen, sondern sogar auf verschiedenen, räumlich voneinander getrennten Datenträgern gespeichert. Die einzige Verbindung zwischen ihnen bestand ... in Web- und Stromleitungen sowie, damit sie sich zentral (!) bedienen ließen, einem hochgesicherten Interface.“ (BAA: 96f.)

„kybernetischen Heilsplan“ (BAA: 220)

überhöhten Gesellschaftsbild. Damit ist die schon erwähnte Vision einer datisch bereinigten, datisch kontrollierten Welt gemeint, aus der alles materielle, alles körperliche, alles eigensinnige getilgt ist. George Orwell und Aldous Huxley lassen grüßen. Doch während Orwell und Huxley nach den historischen Erfahrungen des Stalinismus und Nationalsozialismus ernsthaft fürchteten, die Schreckensvisionen vom großen Bruder und der schönen neuen Welt könnten sich erfüllen, nagt an Goltz die umgekehrte Sorge, dass der kybernetische Heilsplan sich selbst destruiere, wenn es ihn zu verwirklichen gelänge. Was Goltz zu ahnen beginnt, verdichtet sich im Romanwerk Alban Herbsts zu der These, dass ein aus vielen intelligenten Computerprogrammen gebildetes Netzwerk sich der eigenartig emergenten Operationsweise wirklicher Sozialität immer mehr annähert: „Artificial Societies“ können sich der externen Berechen- und Steuerbarkeit entziehen, da alle Eingriffe ins Netzwerk Selbsteingriffe sind. Alles was passiert, findet innerhalb des Systems selbst statt.

Was Goltz so irritiert ist die Möglichkeit, dass eine auf die Spitze getriebene Technisierung der Gesellschaft nicht den technokratischen Wunschtraum nach totaler Kontrolle erfüllen werde, sondern in eine „Sozialisation“ der Technik übergehe, die sie der Gesellschaft immer ähnlicher mache. Die Technikähnlichkeit der Gesellschaft beginnt sich in ihr Gegenteil zu verkehren: in die Gesellschaftsähnlichkeit der Technik. Doch was, so wäre mit Deters und Broglie und allen anderen, die dem Big Brother mit knapper Not entkommen sind, zu fragen, soll daran irritierend sein, außer für eine Hand voll Technokraten, die ihre Felle davon schwimmen sehen? Es ist nicht nur irritierend, wäre mit Charles Perrow (1987) dagegen zu halten, sondern sogar hochriskant. Denn die gesellschaftsanalog konstruierten technischen Systeme, wenn sie denn nach menschlichem Ermessen überhaupt konstruiert werden könnten, wären von undurchschaubarer Komplexität und können nicht mehr kontrolliert und gesteuert werden. Je stärker automatisiert wird, so argumentiert Perrow, je mehr Steuerungsautonomie in großtechnische Systeme wie Tanker, Atomkraftwerke oder Passagierflugzeuge hinein konstruiert wird, desto kürzer die Vorwarnzeiten, desto weniger Interventionsmöglichkeiten, desto unwahrscheinlicher die Chance, „normale Katastrophen“ durch menschliche Eingriffe vielleicht doch noch zu verhindern. So warnt denn auch Herbst vor den Gefahren scheinbar harmloser Eingriffe, weil das ähnlich dem berühmten Schmetterlingseffekt weitreichende Risiken nach sich ziehen könnte, die nicht mehr zurück geholt werden können.

Freilich gibt es einen entscheidenden Unterschied zwischen Perrows Risikoanalyse und Herbsts sozionischem Szenario unkontrollierbarer „Artificial Societies“. Der besteht darin, dass die Juxtapositionierung von Technik und Gesellschaft durch Herbst außer Kraft gesetzt wird. Die alten Dualismen funktionieren nicht mehr, wenn die Gesellschaft in der Technik, die Technik in der Gesellschaft steckt. Agentenprogramme stehen vor den künstlichen Sozialsystemen nicht mehr da wie der Ochs vorm Berge, nein, sie sind drin wie Boris Becker im Internet. Die Dekonstruktion der Differenz von Sozialität und Technizität? Hier ist sie. Wie hat sich doch die radikalkonstruktivistische Techniksoziologie der neunziger Jahre von Pinch, Bijker, Callon, Latour und Woolgar damit so schwer getan. Die Probe aufs Exempel der unkontrollierbaren Binneninteraktivität im sozionischen Netzwerks ist in der Anderswelt die antizipierbare Selbstbetroffenheit derer, die solche Eingriffe von innen und im Inneren des Netzwerks veranlassen: Herbst der Designer

„versuchte zu argumentieren, den Mann (Broglier) aus Welt und Anderswelt zu löschen sei zu grobgriffig: jemanden aus einem System zu deleten, an das man selbst angedockt sei, könne unabsehbare Folgen nach sich ziehen.“ (BAA: 115)

Spätestens hier wird klar, dass sich die interaktive Dynamik im Netzwerk aus Welt und Anderswelt und Garraff nur mehr aus der froschmäßigen Teilnehmersicht erfassen lässt. Die Außenperspektive eines exterritorialen Beobachters oder Konstrukteurs hat sich aufgelöst. Aber kann das denn nur heißen: Finger weg, gar nichts mehr anfassen oder verändern wollen wegen der unabsehbaren Perrow'schen Risiken, die schon kleine Eingriffe für die Integrität des (welches?) Gesamtprozesses haben könnten? Oder ist hier noch immer jene Hybris am Werk, wenn auch unter umgekehrtem Vorzeichen, die schon Prometheus und Ikarus ins Verderben stürzte? Oder verhält es sich nicht vielmehr so, dass man nun erst recht – neue Unbekümmertheit? – drauflos handeln darf, weil alles Handeln angesichts der Trägheit und Robustheit eines Gesamtsystems wie der menschlichen Gesellschaft ohnehin vergebliche Liebesmüh wäre?

Abgesehen davon, dass Menschen nicht aufhören können zu interagieren oder zu kommunizieren, selbst wenn sie dies wollten, kann man das Argument des Designers Herbst mit guten soziologischen Gegengründen bestreiten. Handlungsabsichten werden durch andere Handlungsabsichten durchkreuzt, Absprachen werden gebrochen und getroffen, Normen lösen sich auf oder werden durch andere abgelöst, und all das passiert, ohne dass die Folgen deshalb schon spürbar werden, betroffen machen, katastrophal sein müssen.

Vielleicht liegt das daran, dass soziale Zusammenhänge im Unterschied zu Perrows enggekoppelten großtechnischen Systemen überwiegend nur lose gekoppelt und mit massiven Redundanzen ausgestattet sind. Sozialität lebt im Internet von massenhafter Erzeugung und massenhafter Verschwendung flüchtiger Interaktions- und Kommunikationsereignisse, die ohne Anschluss bleiben und dennoch für den Erhalt der Gesellschaft unerlässlich sind. Die Überschussproduktion an Kommunikationsereignissen macht soziale Zusammenhänge relativ unempfindlich gegen „Störungen“, gegen rebellische Impulse zum Beispiel. Soziologisch gesehen sind jene rebellischen Impulse, vor denen es Goltz so sehr graut, sogar unverzichtbar, um soziale Innovationen anzustoßen oder um das „Immunsystem“ der Gesellschaft anzuregen. Dagegen lassen sich klar benennbare Schadenspotenziale im gesellschaftlichen Zusammenhang nur selten sachlich dingfest machen und noch seltener konsensuell fixieren. Im Unterschied zu technischen Systemen gehören Störungen vielmehr zum sozialen Alltag wie der Widerspruch zur Kommunikation. Unter dem Stichwort der Fehlerfreundlichkeit wird freilich auch in den Ingenieurwissenschaften längst diskutiert, ob es nicht intelligenter ist, technische Störungen in sehr komplexen Systemen zuzulassen statt am immer unrealistischer werdenden Leitbild einer durch forcierte Automatisierung erreichbaren Fehlerfreiheit festzuhalten.

Was passiert eigentlich, wenn man das Erzählte ernst nimmt und mit technischen Systemen zu experimentieren beginnt, die nach sozialen Konstruktionsprinzipien entworfen werden?¹³ Was könnte das für Betroffene und Betreffende heißen? Für den Softwaredesigner Herbst heißt das, dass er irgendwann einmal zu seinem Schrecken bemerken muss, dass er nicht mehr vor und über dem von ihm programmierten System steht, sondern mitten drin:

13 „Whilst an uncontrollable assistant agent would be a deficient construction, quite the reverse holds true for an uncontrollable society of agents: trying to built artificial societies on the model of human societies means mobilizing the technological potential of an essentially non-technological modus of social reproduction which can no longer be manipulated ‘from the outside’ – in other words by designers, users and owners. Even if an artificial society were composed exclusively of ‘personal assistants’ [...] and even if these personal assistant agents were endowed with as little autonomy as possible [...] it would still be impossible, for systematic reasons, to command and control the agent society as a whole – just as modern society, although composed of nothing less than our self-ordained actions, lies beyond the sphere of our control. Only when we have come to terms with the idea that autonomous artificial societies can be something quite different from the industrious little dwarves of our fairy tales or the ravaging Internet agent bands of our nightmares, will we be free to pursue the paradoxical question of an a-technical technology in all its radical creativity.“ (Malsch 2001: 178)

„Die *Matrix* (kursiv, T.M.), die spätestens mit Broglie nun auch uns umschloss, [hatte] uns, um es im Hackerdeutsch zu sagen, *gesucht* (kursiv orig.)“ (BAA: 144).

Unmerklich ist das technische System zum sozialen System mutiert, das sich von außen nicht mehr beobachten und steuern, nicht mehr revidieren lässt, weil es kein Außen mehr gibt. Es ist zu einem umfassenden Gesamtsystem geworden, das sich allenfalls aus der Binnenperspektive beobachten lässt. Früher hätte man dies als Verkehrung von Subjekt und Objekt bezeichnet. Begreiflich oder nicht, jedenfalls kriegt der Designer Herbst Magenschmerzen und Panikattacken. Statt die soziale Emergenz des von ihm und vielen anderen Designern und Programmierern an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten geschaffenen Netzwerks nüchtern zu analysieren, fällt Herbst aus hochfliegender Hybris in abgrundtiefe Depression und leugnet noch seinen eigenen Beitrag, mit dem er geholfen hat, die Matrix hervorzu- bringen.

So tief ist noch kein Konstrukteur gesunken. In seiner Selbsterniedrigung klammert Herbst sich an den Strohalm der Transzendenz. Er imaginiert sich die Matrix als eine immer schon vor und außerhalb aller menschlichen Aktionsradien existierende Parallelwelt zurecht: „Offenbar hatten wir“, so lässt der Dichter Herbst den verstörten Designer Herbst rasonnieren,

„die kybernetischen Welten nicht geschaffen, sondern es schien sie immer schon (!), zugleich und neben der Realität, gegeben zu haben; wir hatten lediglich (!) den – oder einen – Zugangscode gefunden. Theoretisch mussten also auch wir sie betreten und mit ihnen verschmelzen können. Sie integrierten Fremdes unfassbar schnell. Offenbar reagierte der datisch-relative Körper, anders als der medizinisch-objektive, nicht mit Abstoßung, sondern sein Immunsystem baute Eindringlinge bei geschmeidigster Legierung des Gesamtsystems, der Matrix, in sie ein. Das ermöglichte wandernden Avataren, in einer Gastwelt zwanzig Jahre zu verbringen, ohne dass in ihrer jeweiligen Realität mehr als sagen wir zwanzig Minuten vergingen: Eine Tatsache, die frappant den Vorstellungen relativer Zeittheorien ähnelte“ (BAA: 151).

Nota bene wissen wir nun endlich auch, warum es für Deters immerzu der 1. November ist.

Während Herbst fürchtet, am Aufbau eines aus technischer Sicht systemunnötigen Repressionsregimes mitzuwirken,¹⁴ vermittelt Deidameia, die Rebellenführerin, eine ganz klare, einfache Sicht der Dinge. Sie sieht im progredierenden Kontrollverlust und in der steigenden Störanfälligkeit des Gesamtsystems neue Handlungsspielräume erwachsen, die sie offensiv zu nutzen gedenkt. Ihre Rebellinnen haben bereits

„ein ganzes Asservatendepot aus Viren und Dämonen und trojanischen Pferden geschaffen“ (BAA: 224),

um den „neuralgischen Punkt“ des Repressionssystems, nämlich dessen Zentralismus, anzugreifen. Zwar ist es den Rebellen bisher noch nicht gelungen, in den Hauptrechner einzudringen. Dafür eignen sich die Transfernetze und Datenleiter (sogenannte Lappenschleusen) aber umso besser für Hackerangriffe. Auf diese Weise haben es die Rebellinnen geschafft, Deters aus den Händen des Polizeichefs zu befreien.

„Er hat einen Fehler gemacht“, sagte Deidameia später, „er hätte dich nicht durch den Datenleiter transportieren lassen dürfen. So konnten wir dich abfangen. Du hast Glück gehabt, Hans Deters, dass ich dich beschatten ließ.“ (BAA: 222)

Und sie ergänzt, dass wegen der geglückten Befreiung mit einem baldigem Angriff von Goltzens WSK 21 (Wachschutzkommando) zu rechnen sei. Darauf haben sich die Myrmidoninnen durch eine Dezentralisierung ihrer Kommandostrukturen vorbereitet, wie sie durch die unkontrolliert ablaufende Evolution des Gesamtsystems ohnehin begünstigt wird. Tatsächlich existiert das Boudoir, ein anrüchiges Etablissement im realen Berlin und andersweltliche Schaltstelle der Rebellinnen, nun einhundertfünf Mal, so dass es Goltz schwer fallen dürfte, „alle einhundertfünf Zentralen zugleich anzugreifen. Auch ich“, so fügt Deidameia hinzu,

„existiere einhundertfünf Mal, einhundert sechs, mit dieser Kopie.“ (BAA: 222)

14 Dazu:

„Der ‚Bürgerkrieg‘ genannte bestialische Mordsturm, der über das Land dahingejagt ist, hätte sich durchaus auf einen militärischen Hackerangriff zurückführen lassen, denn die gewalttätige Regression in vortechnologische Glaubensdogmen war aus der modernen Systemimmanenz kaum zu erklären. Tatsächlich hielten wir die Gefahr, militärischer Nutzforschung dienstbar zu werden, für überaus groß. Zweifellos arbeitete auch der MAD an Modellwelten wie der unseren. Ich fragte mich oft, wie viele kybernetische Wesen [...] bereits in Feuerstürmen, an mutierenden Viren, unter Elektronenbeschuss, versuppt, zerfetzt, die eigenen Gedärme erbrechend, auf das elendigste kriecht sein mochten.“ (BAA: 96)

Dass jede auf unverwechselbare Persönlichkeitsmerkmale (wirklicher und genetischer Fingerabdruck) abstellende Rasterfahndung ausgehebelt wird, sobald Agentenprogramme beliebig kopiert und vervielfältigt werden können, ist leicht vorstellbar. Damit wird der polizeistaatlichen Utopie vom „gläsernen Menschen“ ebenso sehr der Boden unter den Füßen weggezogen wie jeder anderen Zurechnung sozialen Handelns auf Akteure. Doch wie geht Deidameia mit der Vervielfachung ihrer eigenen Persönlichkeit um? Anders gefragt: In welcher der einhundertsechs Kopien steckt ihr wahres Ich? Und was passiert, wenn es nicht beim bloßen Klonen¹⁵ bleibt und die vielen geklonten Programmkopien nun auch noch anfangen, sich selbst mit Hilfe irgendwelcher genetischer Algorithmen zu modifizieren? Anders als Goltz verfällt Deidameia angesichts möglicher Weise bevorstehender Persönlichkeitsveränderungen nebst drohendem Identitätsverlust nicht in Panik oder Depression. Vielmehr scheint Deidameia anzunehmen, dass Deidameia Deidameia bleibt, auch wenn sie ihrer körperlichen Einzigartigkeit verlustig geht:

„Wir hängen an unseren Körpern. Das ist altmodisch, ich weiß, aber“, sie lächelte, ‚wir sind aus dem Osten.‘ Auch Deters, der Wessi, lächelte.“ (BAA: 222)

Offenbar nimmt Deidameia diese Beeinträchtigung in Kauf, um gegen Ungefuggers Zentralismus eine Utopie dezentraler Multiplizitäten zu setzen:

„Wir hingegen wollen so viele Welten wie möglich. Wir sind für Willkür, Hans Deters. Wir wollen Extase, nicht Ordnung. Dafür kämpfen wir, ja, auch mit Gewalt. Und meine Holomor-

15 Zur potenziellen Unbeherrschbarkeit von Vervielfachungstechniken („cloning“, „spawning child agents“) für mobile Agentenprogramme in einer offenen Systemumwelt wie dem Internet vgl. Agha & Jamali (1999: 506): „In an open system, mobile agents would be able to migrate from one node to another looking for desired computation environments at affordable costs, and to spawn child agents to pursue subtasks. There is no interesting model available to help control the resources that such mobile agents serving some particular interest could use. Even in case of a single node, there is no way of preventing agents pursuing a particular task from monopolizing the entire system’s resources. Let us consider the example of a system of mobile agents spread over a large network [...] There will be agents for clients looking for contractors, agents for contractors looking for potential clients, and agents for smaller sub-contractors at different levels. Each agent shops around and tries to negotiate the best deal for his own interest. But, unless controlled, any number of overly aggressive (say) contractor agents could spawn hundreds of child agents looking for potential clients in parallel, potentially bringing the entire system down. Worse, even well-meaning agents do not have the means to decide what is a reasonable use of available resources.“

fen [...] wenn sie sich wirklich autonomisieren wollen, müssen die Leidenschaft lernen. Das geht ihnen ausgesprochen gegen die Ontologie. Wer nur aus 1 und 0 besteht“ (BAA: 223).

An dieser Stelle weist Deidameia mit ihrer Linken auf das gerahmte Portrait ihrer Vorgängerin, die

„bloß die Kontrolle über die Datenkörper gewinnen, die kybernetischen [...] Produktionsmittel enteignen [wollte]. Im Grunde stand sie Ungefugger sehr nah[...] Nun aber vertreten wir das Menschenrecht auf Unmoral und bringen den Programmen das Tanzen bei“ – indem wir ihnen „ihre eigene Melodie vorspielen“ (BAA: 223).

Soll hier einer Emanzipation der Agentenprogramme das Wort geredet werden? Wie banal diese zum Recht auf Devianz herunter gekochte Programmatik doch ist: „Wir wollen“, so verkündet Deidameia dem verdutzten Deters emphatisch,

„Rauschgift nehmen und mit überhöhter Geschwindigkeit fahren“ (BAA: 223).

Na dann gute Unterhaltung und fröhliche Selbsterlösung!

VI. Beobachtungsnetzwerke, Beobachtungskommunikationen

Wenn ich mich als Leser hier wieder einschalten darf, so kann ich nur sagen: Ungefuggers zentralistische Vision ist nicht realisierbar, Deidameias anarchistische Utopie nicht befreiend sondern banal, die Guten und die Bösen wollen für alle nur das Beste. Und alle sind wir in die Matrix verstrickt und arbeiten auf unterschiedlichen Baustellen an ihrer Modifikation, ob wir uns ihr verpflichtet wissen oder dagegen ankämpfen. Die Gegenwelt der letzten (oder ersten?) Widerstandsnester funktioniert, mit anderen Worten, nach denselben Prinzipien wie die Matrix selbst. Sie sind selbst Teil der Matrix. Im Film „Matrix“, den ich damals noch nicht gesehen hatte, rüsten sich die als Identifikatoren angebotenen Guten, die letzten freien Menschen, also jene, die von der Matrix angeblich noch nicht „gesucht“ worden sind, nach genau denselben technologischen Prinzipien hoch wie die Bösen. Denn auch in der Anti-Matrix wird die Figur des Auserwählten und Erlösers, Neo, von einer die heilige Trinität symbolisierenden Frau datisch upgeloadet und zu einer Kampfmaschine umprogrammiert, die in einer dem 11. September 2001 nicht unähnlichen ultimativen Konfrontation mit dem Bösen den Endsieg erringt.

All das spielt sich auf der unterhaltsamen Oberfläche des Films ab und muss nicht hiererst genommen werden. Auch Herbsts kybernetische Romane spielen mit dem von wissenschaftsfiktionalen Werken wie „Matrix“, „Blade Runner“, „Neuromancer“, „Dyiamond Age“ geprägten Genre, indem sie dessen Identifikationsangebot fragmentieren und die vielen Fragmente benutzen, um es zu untergraben.

Während der Film „Matrix“ eine allzu glatte Fassade präsentiert,¹⁶ lässt sich mit Herbst zeigen, wie brüchig die Fassade ist. Erst der Blick hinter die Fassade legt die soziologischen Einsichten dieses Romans frei. Was in Buenos Aires geboten wird, sind verschränkte Beobachtungsverhältnisse unter Verzicht auf die Zentralperspektive. Dem entspricht eine Darstellungsweise, die alle herkömmlichen Rezeptionsgewohnheiten aus der Bahn wirft, weil sie mit asymmetrisch verschränkten Perspektiven (symbolisiert durch die Screen-Wände einer Prozessleitwarte) arbeitet, die weder in sich rund sind noch nach Art eines Mosaiks zu einem kohärenten Gesellschaftsbild aufaddiert werden können, wie das sonst in Romanen der Fall ist, die aus der Perspektive unterschiedlicher Figuren erzählt werden. Wenn ich es richtig sehe, lassen sich drei teilnehmend be- und verschränkte Beobachtungsmodi unterscheiden (BAA: 195ff.):

16 Sloterdijk (2000: 33f.) sieht dort freilich schon die Subversion am Werk. Im Film Matrix, so schreibt er, „wird das In-der-Welt-Sein auf die Stufe technischer Vortäuschbarkeit gehoben – ein Bewusstsein erscheint von da an als etwas, was von einer integralen Attrappe umgeben werden kann, die das funktionale Äquivalent von Realität oder Welt darstellt. Das ist es, was die Brüder Wachowski zu der Vision einer neurokybernetischen Totalsimulation namens die Matrix verarbeitet haben. Zwar ist die Matrix-Welt halbherzig, metaphysisch konservativ und folgerichtig bis ins Äußerste paranoid konstruiert, weil es ihr immer noch um die Differenz von wahrer Welt (die selbstverständlich furchtbar ist) und Scheinwelt (die auf einer angenehmen Illusion aufbaut) zu tun ist, doch provoziert das filmische Hin-und-Her-Gehen zwischen beiden Seiten einen subversiven Einebnungseffekt – weil der Film ironischerweise nicht anders kann, als beiden Zuständen genau dieselbe Sichtbarkeit zu geben – die Regisseure der Matrix sind insofern auf der Höhe des Problems, als sie beide Seiten in Farbe gedreht haben und der Versuchung ausgewichen sind, eine ontologische Differenz durch Wechsel zwischen Schwarzweißfilm oder Farbfilm vorzutauschen. Auf diese Weise zeigt sich zwischen In-der-Wirklichkeit-Sein und In-der-Matrix-Sein ein tertium datur, nämlich das Im-Film-Sein, das beides ist und zugleich nicht ist. Die Voraussetzungen einer mehrwertigen Ontologie springen jetzt von den hermetischen Diskursen Nietzsches, Heideggers, Sartres und Günthers in die massenkulturelle Anschauung über. Die Matrix-Welt diskutiert das seit der Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik annoncierte Problem weiter, ob nicht die philosophische Erlösung durch den Schein abgelöst werden soll – eine Alternative, zu der sich glücklicherweise am Kinoausgang als dritte Option die Erlösung von der Erlösung hinzufügt.“

- 1) Die erste Sichtweise ist die des Designer- und Wissenschaftlerteams Herbst, Lerche, Zeuner. Diese drei Figuren, als Mitarbeiter bei der Firma Cybergen tätig, beobachten auf ihren Bildschirmen das Liebespiel von Hans Deters und der Avatarin Corinna Frieling – und sie sprechen miteinander darüber. Beim Beobachten kommunizieren sie über ihr Beobachten. Notabene lässt sich Beobachten nur so soziologisch beschreiben: als kommunikative Operation. Insofern handelt es sich bei dem, was die drei Mitarbeiter von Cybergen miteinander treiben, also um Beobachtungskommunikation, und zwar um eine Beobachtungskommunikation erster Ordnung.
- 2) Die zweite Perspektive ist die von Goltz und Beutlin, die an ihren Screens beobachten können, wie Herbst, Lerche, Zeuner das Bett beobachten, in dem Deters und Frieling „zugange sind“, wie der Romanautor das Geschehen ebendort umschreibt. Und dies ist eine Beobachtungskommunikation zweiter Ordnung. Übrigens halte ich diese Szene, in welcher sich Alban Herbst und Sabine Zeuner als Beobachter erster Ordnung näher kommen, während und indem sie sich über die interaktive Annäherung von Hans Deters und Corinna Frieling auslassen, für eine der schönsten dieses Romans.
- 3) Auf der dritten, aber zur Zeit gerade nicht eingeschalteten Bildschirmwand (BAA: 200f.) hätten oder würden die Fiktionalen Herbst & Deters beobachten können: die Observationsobjekte Hans Deters und Corinna Frieling, die Milizionäre der WSK, die Myrmidonen – und die Beobachter zweiter Ordnung Goltz und Beutlin. Herbst & Deters fungieren hier als virtuelle Beobachter dritter Ordnung.

Das Spannende daran ist nun, dass die Beobachtung dritter Ordnung (Herbst & Deters) in diesem Fall zwar die Beobachtung zweiter Ordnung (Beutlin, Goltz) sehen kann, nicht aber die Beobachtung erster Ordnung (Herbst, Lerche, Zeuner). Auch die Beobachtung dritter Ordnung hat also ihren toten Winkel. Vielleicht liegt das daran, dass der Autor sich als Designer nicht selbst beobachten kann? Aber warum sollte das auszuschließen sein, wenn es doch, wie im Roman so beredt dargelegt wird, grundsätzlich möglich ist, dass Deters als Fiktionaler – sozusagen in Personalunion mit Herbst – sich selbst als Deters im Bett mit Corinna Frieling beobachten kann? Das alles bleibt in der Schwebe einer fiktionalen Erzählung, die es sich leisten kann, Fragen offen zu lassen, die die Soziologie beantworten muss. Das gilt hier für die Frage nach der genaueren Bestimmung des Verhältnisses von observans und observandum. Aus soziologischer Sicht könnte man sagen, dass es um die Instrumentierung einer Beobachtungskommunikation geht, die mit partieller Blindheit

geschlagen ist und die genau deshalb, so paradox das jetzt klingen mag, mehr und anderes sehen kann als die Normalkommunikation.

Beobachtungskommunikation (observans) kann nur in einem vom beobachteten Kommunikationsprozess (observandum) systematisch separierten Diskurs prozessiert werden. Ohne Grenzziehung zwischen observans und observandum keine Beobachtung. Das bedeutet: Unbeobachtbarkeit der observierenden durch die observierte Kommunikation. Beobachtung verdankt sich also einer Asymmetrie des Beobachtens. Sie macht sich unsichtbar, indem sie sich im toten Winkel der beobachteten Kommunikation platziert. Während die observierende Kommunikation dadurch charakterisiert ist, dass sie an die Kommunikationsereignisse des beobachteten Prozesses rezeptiv anschließt, gilt umgekehrt, dass der observierende für den observierten Diskurs unrezipierbar und damit unbeobachtbar ist. Um Missverständnisse zu vermeiden, sei vermerkt: dies ist keine empirische, sondern eine begriffliche Bestimmung. Selbstverständlich ist es je nach empirischer Lage der Dinge möglich, dass ein beobachteter Diskurs seinerseits anfängt, den Beobachtungsdiskurs zu rezipieren und sich mit eigenen Beiträgen einzuschalten. Sobald dies geschieht, wird die Asymmetrie aufgehoben. Es kommt zu einer, wenn man so sagen darf, sich selbst destruirenden Reziprozität des Beobachtens. Das Reziprokwerden des Beobachtens verunmöglicht das Beobachten als ein unbeobachtetes Beobachten. Sobald es dazu kommt, und es kommt immer wieder zu solchen asymmetriebrechenden Grenzüberschreitungen, verändert sich der Kommunikationsmodus von Grund auf. Denn sobald Beobachten und Beobachtetwerden verschmelzen, also reziprok aneinander anschließen, geht die Beobachtungskommunikation in den Symmetriemodus der Normalkommunikation über. Um das zu verdeutlichen nehme man beispielsweise eine einfache Beobachtungskommunikation wie den Klatsch. Klatsch lebt von der Abwesenheit derer, die davon betroffen sind. Klatsch verträgt keine Symmetrie. Er erlischt im selben Augenblick, da die Personen auftauchen, über die gerade geklatscht wird. Zwar kann man dann immer noch fortfahren, sich über nunmehr anwesende Dritte die Mäuler zu zerreißen, aber das ist kein Klatsch mehr, sondern ein anderer Kommunikationsmodus, Konflikt und Konfrontation zum Beispiel.

Die Unbeobachtbarkeit der Beobachtung, so die Pointe dieser Überlegungen, muss auch für die Beobachtungskommunikation selbst gelten. Eine Beobachtungskommunikation kann nicht sehen, ob und wie sie durch eine andere Beobachtungskommunikation observiert wird. Für die Beobachtung erster Ordnung ist die Beobachtung zweiter Ordnung per definitionem unzugänglich. Umgekehrt stellt sich die Beobachtung erster Ordnung aus der Perspek-

tive der Kommunikation zweiter Ordnung als bloße Normalkommunikation dar. Daraus folgt, dass es im gesellschaftlichen Zusammenhang keine Beobachtungsperspektive gibt, die nicht noch durch eine andere überboten werden kann. Beobachtungsverhältnisse lassen sich steigern von der zweiten über die dritte bis zur n-ten Ordnungsebene. Was Herbsts Roman betrifft, so könnte man an eine Ordnungshierarchie denken, wonach das Agentenprogramm (Deters) vom Programmdesigner (Herbst) beobachtet wird, während das Agentenprogramm (Deters) und der Programmdesigner (Herbst) von der Staatsgewalt (Goltz) observiert werden, während alle drei vom Fiktionär (Herbst) beobachtet werden, der sozusagen an der Spitze des von ihm geschaffenen Beobachtungsuniversums steht und alle anderen beobachten kann – bis auf sich selbst. Aber dafür gibt es ja uns Leser als Beobachter vierter Ordnung. Doch gemacht. Wenn es so einfach wäre, hätte der Roman nicht geschrieben werden müssen.

Dieser Roman wurde geschrieben, so wage ich zu behaupten, um zu zeigen, dass die Beobachtungshierarchie eine längst außer Kraft gesetzte Fiktion ist, wenn sie denn jemals funktioniert haben sollte. Beobachtungsverhältnisse sind stattdessen netzwerkartig und zirkulär konstruiert. Um im Modell zu veranschaulichen, wie so etwas geht, stelle man sich vor, dass A von B, B von C und C wieder von A beobachtet wird. So geht die Hierarchie in einen Kreislauf über. Man muss uns dann nur noch die Paradoxie erklären, wie es möglich sein soll, dass C, wenn C via B auch A beobachten kann, trotzdem nicht in der Lage sein soll zu beobachten, wen A beobachtet. Herbst demonstriert dies am Wiedereintritt des Autors in seinen Roman. Der aber lässt es in der Schwebe, ob er uns eine Beobachtungshierarchie, die in einer alles überbietenden Metakommunikation kulminiert, vorführen will, oder ob er uns in einen Sumpf von ineinander fließenden, zirkulär vernetzten Beobachtungs- und Kommunikationsperspektiven führen will.

VII. Und wir Leser

Was das betrifft, so weiß der Autor vermutlich selber noch nicht so genau, wohin ihn seine Geschichte noch führen wird. Das dritte Buch seiner kybernetischen Trilogie hat Herbst ja schon angekündigt und man darf gespannt darauf sein. Bestimmt wird er beim Schreiben am dritten kybernetischen Roman „Argo. Anderswelt“ – vielleicht sogar in eben dem Augenblick, da ich dies als soziologischer Rezipient schreibe – von weiteren Einfällen angetrieben oder heimgesucht, – je nachdem, wie sich der Wiedereintritt des Autors in sein Werk weiter voranspinnen lässt. Herbst könnte zum Beispiel Deters ins

Wolpertinger zurückkehren lassen wollen, in jenes Panoptikum deutscher Literaturgestalten und -orte von Benn (Dr. Lipom: „Bäng“) bis Brecht, von Auerbachs Keller bis auf den Zauberberg, zurück an den Ort also, wo *Er* und *Ich* in Hans *Er-ich* Deters zweitem Vornamen vereint und wieder auseinander gerissen wurden (WB: 216). Dorthin könnten Sie, lieber Alban Nikolai Herbst, uns Leserinnen und Leser zum Höhepunkt Ihrer Trilogie einladen: zur Versöhnung zwischen *Er* und *Ich*, zur endlichen Wiedervereinigung von Autor und Protagonist. Und damit käme dann endlich auch die vermaledeite Diskette wieder in die richtigen Hände.

Ein abgeschmackter Vorschlag? Da steht Sabine Zeuner vor, meinen Sie? In der Tat, die Zeuner fürchtet nämlich nicht ganz zu unrecht, ein finaler Versöhnungsversuch zwischen Deters und Herbst werde böse enden, genau genommen tödlich. Wir erinnern uns, dass der Designer Alban Herbst und seine Chefin Sabine Zeuner es sind, die auf ihren Monitoren einen Hans Deters dabei beobachteten, wie er mit einer unerreichbaren Clara Witten oder einer ebenso unerreichbaren Elena Goltz mehr oder minder „zugange“ ist. In dieser Situation ahnt Herbst mehr denn je, dass Sabine ihm zugetan ist und ihn, den Deters auf der Screen nämlich,

„gerne berührt [hätte], was schmeichelhaft gewesen wäre; immerhin war er nach mir designt.“ (BAA: 160)

„Nimm mich“ sagt Herbst da zu Sabine, „wir sind doch völlig identisch.“ Doch Sabine Zeuner lehnt ab, will sich nicht in Gefahr begeben, wie sie sagt. Und fügt warnend hinzu:

„Deters könnte seinen Vater töten wollen [...] Dich. Seinen Programmierer.“

Und deshalb möchte sie sich auf einen wie Deters mit seinem „wenigstens dreimal verwickelten Ödipus“ lieber nicht einlassen. Für allzu komplex geratene Beziehungskisten habe sie nichts übrig:

„Mir wären schon Schwiegereltern zu viel.“ (BAA: 161)

Dem ist nichts mehr hinzuzufügen. Nachdem man bis dahin gelesen hat, wird man Sabine Zeuner einfach verstehen müssen. Gleichwohl muss es ja trotzdem nicht das letzte Wort sein. Herbst jedenfalls, dem vom vielen Fabulieren und Programmieren schon ganz dumm geworden ist im Kopf, weiß am Ende des Romans immerhin das, was schon Goethe wusste, nämlich dass uns das ewig Weibliche hinan zieht. Bei Herbst liest sich das so:

„Das einzige was mir helfen kann. Frauen. Er kennt ja genug.“
(BAA: 268)

Für Deters heißt sie Elena Jaspers. Für Herbst heißt sie Sabine Zeuner. Für Broglie heißt sie Dorata Spinnen. Und für Borkenbrod heißt sie, wen wundert, wiederum Elena Jaspers. Damit schließt sich der Reigen. Chercher la femme, chercher l'identité, chercher la circularité. Was für Deters das Heimweh nach der Dunckerstraße, das ist für Broglie und für alle anderen männlichen Konfigurationen des gespaltenen Ichs unseres Fiktionsduos Herbst & Deters die unstillbare Sehnsucht

„zurück zu seiner Dorata zu finden“ (BAA: 158).

Wenn ich abschließend bei Ihnen, lieber Herr Husar, noch einen weiteren ungebetenen Vorschlag deponieren dürfte, so würde ich mir ein Reentry des Rezipienten wünschen. Wie der Autor in seinen Roman eintritt, das wurde uns eindrucksvoll vorgeführt. Aber wie steht es mit dem Eintritt der Leserin oder des Lesers? Könnte man sich überhaupt vorstellen, dass und wie eine Schar von anonymen Leserinnen in die Geschichte hineingerät? Oder wie Deters (2004) in Herbst (1993) blättert? Ich bin auf diesen Gedanken gestoßen worden, als ich am Schluss der Lektüre bemerkte, dass ich selbst schon mitten drin war in der Geschichte! Als ich die letzte Seite von „Buenos Aires. Anderswelt“ las, hatte ich ein déjà vue. Der Passus, der mein déjà vue auslöste, lautet:

„Als Herbst den Schlüssel aus dem Schlüsselloch des Briefkastens herauszog, [...] loggte sich Lerche aus dem System, beschloss Joschka Fischer um seine Ehe zu kämpfen, [...] [(usw. usf.) [...], erkannte *Oma Eusebia* in Lupos Aufstieg zum Filmstar den *Untergang des Abendlands*, [...] shoppte *Jauchs Quiz* Marlene schon mal los“ (BAA: 271, kursiv T.M.).

Am Abend jenes Tages, an dem ich dies las, es war der 23. Februar 2002, zappte ich mich durch die Programme und landete kontingenter Weise in Günter Jauchs beliebter Quizsendung, als die Kommunikationssphären plötzlich kurzgeschaltet und der Kandidatin exakt die beiden Begriffe zum Raten vorgelegt wurden, die ich soeben noch gelesen hatte, nämlich so: (1) Wer ist die Oma von Fix & Foxi? Oma Duck, Oma Eusebia, usw. multiple choice; (2) Welcher Autor schrieb den *Untergang des Abendlandes*? Oswald Kolle, Oswald Spengler usw. Kann mir mal jemand diese unheimliche Begegnung des

Lesers mit dem Gelesenen erklären? Bis dahin hielt ich mich eigentlich für ziemlich esoterikresistent. Aber das kann doch kein Zufall gewesen sein ...

Wie dem auch sei, der Kinderbuchautor Michael Ende hat in seiner „Unendlichen Geschichte“ gezeigt, wie es auch anders funktionieren kann mit dem Eintritt des Lesers in die Geschichte beziehungsweise der Geschichte in die Welt des Lesers. Dort wird Bastian, der sich vor der lauten, gewalttätigen Welt zurückgezogen hat in ein stilles, friedliches Refugium, um sich einem ungestörten Lesevergnügen hinzugeben, von den in Not geratenen Romanfiguren um Hilfe gerufen. Bastian wird aus der Abgeschiedenheit seiner Rahmenhandlung herausgerissen und hineingeworfen in ein schicksalhaftes Geschehen, das er allein wenden kann. Er allein kann die Figuren erlösen und dies geschieht, als es endlich geschieht, auf eine nach all seinen bisherigen Leseerfahrungen von Kampf und Abenteuer so unspektakuläre, so unheldische Weise, dass er zunächst überhaupt nicht versteht, was von ihm erwartet wird. Was von ihm erwartet wird, ist so schlicht wie ergreifend: Um die Welt zu erlösen, soll er der kindlichen Kaiserin einen Namen geben. Der Mann gibt der Frau einen Namen?! Wenn das so einfach wäre! Aber bei Ende ist es am Ende wirklich so einfach. Wie sagte doch der andere Dichter? Wo Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein. Mondenkind.

Literatur

- Agha, Gul A./Nadeem Jamali (1999): Concurrent Programming for Distributed Artificial Intelligence. In: Weiß, Gerhard (Hrsg.): *Multiagent Systems*. Cambridge (Mass.), London. MIT Press: 505-537.
- Bruno, Giuliana (2002): Ramble City: Postmoderne und Blade Runner. In: Felix, Jürgen (Hrsg.), *Die Postmoderne im Kino. Ein Reader*. Marburg. Schüren: 65-79.
- Gibson, William (2001): *Die Neuromancer-Trilogie*. München. Heyne.
- Heintz, Bettina (1993): *Die Herrschaft der Regel. Zur Grundlagengeschichte des Computers*. Frankfurt/Main, New York. Campus.
- Herbst, Alban N. (1983): *Die Verwirrung des Gemüts*. München. List. (VG)
- Herbst, Alban N. (1998): *Thetis. Anderswelt – Fantastischer Roman*. Hamburg. Rowohlt. (TA)
- Herbst, Alban N. (2000): *Wolpertinger oder das Blau*. München. dtv. (WB)
- Herbst, Alban N. (2001): *Buenos Aires. Anderswelt – Kybernetischer Roman*. Berlin. Berlin. (BAA)
- Herbst, Alban N. (2001): Das Flirren im Sprachraum. Ein Vortrag, Schreibheft. In: *Zeitschrift für Literatur*, Nr. 56: www.schreibheft.de.

- Hofstadter, Douglas R. (1985): *Gödel – Escher – Bach*. Stuttgart. Klett-Cotta.
- Hutchens, Jason L. (1997): *How to Pass the Turing Test by Cheating*. <http://uti.vub.ac>. 11. Dezember.
- Malsch, Thomas (2001): Naming the Unnamable: Socionics or the Sociological Turn of/to Distributed Artificial Intelligence. In: *Autonomous Agents and Multi-Agent Systems*, H. 4: 155-186.
- Marsiske, Hans-Arthur (1999): Sozialverhalten im Computer. In: *Hamburger Abendblatt*, 2. November: 29.
- Meyer, Petra Maria (2002): MATRIX: Körper- und Medieninszenierung im postmodernen Film. In: Felix, Jürgen (Hrsg.): *Die Postmoderne im Kino. Ein Reader*. Marburg. Schüren Presseverlg.: 297-320.
- Perrow, Charles (1987): *Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik*. Frankfurt/Main, New York. Campus.
- Sloterdijk, Peter (2000): Der Anwalt des Teufels. Niklas Luhmann und der Egoismus der Systeme. In: *Soziale Systeme*, H. 1: 3-38.
- Stephenson, Neal (1995): *The Diamond Age or A Young Lady's Illustrated Primer*. New York. Penguin.
- Tschudin, Christian (1997): Instruction-Based Communications. In: Vitek, Jan/Christian Tschudin (Hrsg.): *Mobile Object Systems*. Berlin, Heidelberg, New York: Springer: 67-89.
- Turing, Alan (1964): Computing Machinery and Intelligence. In: Ross, Alan Anderson (Hrsg.): *Minds and Machines*. New York. Prentice Hall: 4-30.